

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Vom Rhein**

**Diethoff, Ernestine**

**Leipzig, 1871**

Wo die Wasser sich scheiden. Mit einer Illustration von B. Bautier

[urn:nbn:de:bsz:31-241613](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241613)

## Wo die Wasser sich scheiden.

Mit einer Illustration von B. Vautier.

### 1. Zeitmaße.

Die Locomotive that einen schrillen Pfiff, mit einem jähen Ruck blieb die lange Wagenreihe stehen.

„Station \*\*\*felden!“ rief der Schaffner, „steigt Niemand aus?“

Es war nur eine der kleineren Nebenstationen; ein paar Bauern, ein oder zwei Kleinbürger und ein jüdischer Handlungsreisender stiegen aus Wagen dritter Classe.

„Station \*\*\*felden! — Niemand mehr da?“ wiederholte der Mann.

„\*\*\*felden?“ fragte aus einem Coupé erster Classe eine Stimme. „Deffnen Sie!“

Der Schaffner öffnete, erstaunt, was ein erster Classe Reisender in dem kleinen Orte zu suchen habe, aber ihm blieb nicht lange Zeit zum Besinnen, die Locomotive pufete und pfiff abermals, er sprang auf den Tritt und in Sturmeschritt flog der Bahnzug dahin.

Der Fremde, welcher zuletzt ausgestiegen war, sah dem entschwindenden Zuge nach, so lange bis er zum Punkte zusammengeschrumpft, die durchlaufene Bahn nur noch in dem langen blaßgrauen Streifen Rauches erscheinen ließ, welcher langsam auf das Ackerfeld sich herabsenkte. Jetzt erst wandte er sich der Seite zu, wo die kleine Stadt lag.

Es war noch ziemlich früh am Morgen und eine waldbesduftige Kühle wehte von den Bergen her, dem Fremden that der frische Lusthauch wohl, er war die Nacht hindurch im geschlossenen gepolsterten Coupé gefahren als der unfreiwillige Genosse eines ins Bad reisenden gichtkranken Herrn und einer nervösen Dame von zweifelhaftem Alter, und Beide konnten die Nachtlust nicht ertragen.

„Vom Rhein.“ Bilder und Geschichten.

Jetzt nahm er den Hut ab, dessen breitrandiges Bastgeflecht den überseeischen Ursprung verrieth, und ließ den frischen Hauch aus Wald und Berg um seine Stirn wehen, um die Stirn, deren ungewöhnliche Höhe und Breite noch augenfälliger ward durch den Mangel des Haares auf dem Scheitel, doch umkränzte dieses dunkel Schläfen und Hinterkopf und zeigte eben so wenig ein ergrautes Haar, als der volle dunkle Bart, welcher das kräftig geschnittene, sonngebräunte Antlitz umrahmte. Die Gestalt des wohl in der zweiten Hälfte der Dreißig sich befindenden Mannes wäre das Ideal eines Soldaten gewesen, kräftig und elastisch, nicht zu massig und nicht zu schlank; daß er jedoch nicht militairisch geschult sei, bewies die bequeme, fast lässige Haltung und die weite zwanglose Kleidung, deren große Einfachheit, sowie die am Gurt umhängende, geräumige Ledertasche eher auf den Fußreisenden, als auf den Insassen der ersten Wagenclasse schließen ließ.

Es war noch ziemlich früh am Morgen und wenn an dieser Station überhaupt nie das Gedränge der Bahnhöfe zu finden war, so war es jetzt um diese Stunde ungewöhnlich still; da waren weder Omnibus noch Droschken, nicht einmal die überall herumlungenden halbwüchsigen Buben zu finden, welche wie Corfaren sich auf das Handgepäck der Reisenden zu stürzen pflegen.

Ein paar kleine Kinder spielten im Sande, der Cassier holte hinter dem Schalter eine wahrscheinlich kurz vorher unterbrochene Morgenruhe nach.

Der Morgenwind strich durch die jungen Akazien, welche das kleine Bahnhofsgebäude umgaben; ein Vorhang flatterte aus dem obern Stockwerk, eines Säuglings Geschrei tönte von oben herab, sonst war Alles tiefste Ruhe und Einsamkeit.

Der Bahnhof war in seinen idyllischen Frieden und Schlummer wieder zurückgefunken, aus welchem das brausende, schnaubende Ungethüm der Neuzeit ihn sechs- bis siebenmal des Tages weckte, um ihn dann eben so still wieder zurück zu lassen.

Der Fremde sah sich um, er lächelte — vor seinem Auge stand das Getriebe des Bahnhofes, von welchem er gestern Abend abgefahren, da war eine beständige Hast, ein Hin- und Herwogen, ein Zug kreuzte den andern, links, rechts piffen die Maschinen, Stationen wurden ausgerufen, Colporteurs boten mit schreienden Stimmen Fahrpläne und Reisebücher an, Orangen- und Blumenhändlerinnen, Droschkenkutscher, Restaurationskellner, Abschiednehmende und Sichbegreifende, Alles sprach und schwirrte untereinander in allen Sprachen des civilisirten Europa.

Was drängte sich hier von Wünschen und Begehren, von Arbeit und Sorgen nicht in den kurzen Raum einer Minute? und immer war zu wenig Zeit

Bei allem Gehafte. — — Zeit! Zeit! — — und nie kam ein Ruhepunkt dazwischen, nie genügte sie — — und nun lag eine Nacht dazwischen und er stand hier — — hier genügte die Zeit, hier zerrann sie Einem nicht wie Rauch, hier füllte eine Stunde gehörig den Raum einer Stunde aus, und von Sonntag zu Sonntag waren es sieben wohlgezählte Tage, es schien ihm fast als müsse die Zeit hier länger dauern als irgendwo anders, er blickte den langen Schienenweg hinab und hinan und er mußte sich besinnen, daß dieser stillbeschauliche Ort mit dem rastlosen Getriebe, das er verlassen, in Verbindung stand, ja nur um dessenwillen hervorgerufen worden.

Er schrak fast zusammen, als jetzt langsam und tönend die Uhr zum Schlagen ausholte und er sah, daß er erst zehn Minuten hier gestanden; und doch dächte es ihm fast eine Stunde, so ausgiebig war hier die sonst überall so mangelnde Zeit.

Der Cassier nickte fort hinter seinen Scheiben und zwischen seinen rosa und gelben Biletten, die Kinder sangen ihre eintönigen Spielreime nach wie vor, der Wind strich durch das Laub der Akazien und hauchte den Vorhang, nur der Säugling schwieg; dafür gluckte auf der Dachrinne ein weißer Tauber und das Täubchen saß auf dem grün angestrichenen Statetenzaun, drehte im Morgenlichte den schillernden Hals und blinzte nach oben, als der Fremde endlich diesen Ort der ruhenden Zeit verließ.

Er schritt rasch vorwärts, dem Städtlein zu, das an die Bergwand sich lehnte; gewaltige Nußbäume standen zu beiden Seiten des Weges, sie hatten einen schönen Zeitraum überdauert und waren jung gewesen, als man das Eisen noch nicht auf die Wege und Straßen legte, wie sie es jetzt sahen, dort wo die jungen Akazien standen; — damals mußte das Eisen anderen Zwecken dienen: da ritt es herab in hellschimmernden Rüstungen vom Berge, da quoll die gewappnete Schaar heraus aus dem Thurme, der trotzig noch aufrecht stand, ein altersgrauer, ungebrochener Hüter zwischen den Ruinen, die dem rebengrünen Berge wie eine Mauerkrone auf dem Scheitel ruhten; und wie lange vorher, als die Urahnen der Nußbäume, die sich einer andern eisernen Zeit erinnerten, noch im milchigen Kerne träumten, hatte der Thurm schon gestanden! — — römische Legionen hatten seine Fundamente gegraben und die gewaltigen Sandsteinquader gefügt, die seine unteren Geschosse bildeten, und lange, lange vorher ehe ein römischer Centurione die Männer von den Abhängen der Apenninen und aus den Ebenen Hispaniens die im rauhern Germanien an die Arbeit getrieben, Zwingburgen bauten, lange, lange vorher, als auf

diesen Bergen, vor welchen der große Karl gerufen: hic est Italia! weder der Wein noch die Mandel geblüht, da hatten die Berge gestanden und mit ihren Felsenhäuptern über das Land hinausgeblickt, über das Land, durch das jetzt das Dampfroß fauste auf der Jagd nach der immer schneller entfliehenden Zeit, ihnen wog die Zeit in immer gleicher Waage und in ewiger, wandelloser Ruhe zog sie über ihnen hin in ungemessenem Maße.

Das Alles dachte der Fremde — während er der kleinen Stadt entgegen schritt, oder vielmehr zog es wie lose Bilder an seinem Denken vorüber, mühelos wie waches Träumen.

Eine Schnecke kroch über den Weg. Er maß mit dem Auge den Zwischenraum, welcher sie noch von dem nächsten Baume trennte, auf welchen sie offenbar zustrebte; dieser war noch ziemlich weit und lang.

„Weit und lang — — was ist lang? und was kurz? Da stehen wir und wissen nicht, was es sei, ob wir nach Schneckenmaß messen oder nach dem Maße des Riesen? Wo ist der Anfang und wo das Ende? Von der Welt im Wassertropfen, die unter dem Mikroskope auflebt, bis zum Gewölbe des Uranus, welch ein Raum! welche Zeit! und was wissen wir, was noch darunter sei, und was darüber? — — — Aber, zum Teufel!“ unterbrach der Fremde jetzt laut seine stillen Gedanken, „geh ich herein in den frischen Morgen, um mich mit Grübeleien zu plagen über Raum und Zeit, statt der gegebenen Zeit und des schönen Raumes rückhaltlos zu genießen. — — Das letzte halbe Jahr hat mich älter gemacht, als die sieben vorhergehenden, es ist Zeit, daß ich mir von der frischen Luft draußen wieder all' den Staub abblasen lasse, der sich mir aus Acten, Schuld- und Pfandbriefen auf Hirn und Seele gelegt.“

Er schritt rüstig vorwärts und stand bald vor dem Thore der kleinen Stadt, das heißt vor dem Raume, auf welchem ehemals das Thor gestanden.

Das Städtlein war einmal reichsfrei gewesen, wie so viele im südlichen Deutschland, eine Miniaturausgabe von einer Republik. Es hatte seinen Rath gehabt, seine Kämpfe zwischen Geschlechtern und Zünften, seine Fehden mit den umwohnenden Rittern vom Steigbügel, mit den Mönchen der nahen Abtei um Waiderecht und gelegentlich widerrechtlich eingefangenes Vieh der Bürger.

Der Fremde lächelte, als er an diese Fehden und Zustände dachte, so klein und so dürftig, so werthlos und verschwindend für das Allgemeine, und doch so groß, so bedeutend für den Einzelnen, mit ihren Leidenschaften und Aufregungen das Leben der Betheiligten so ausfüllend — — was ist klein? — und was ist groß? —

Die Mauer, welche die Stadt umgab, hatte ehemals für sehr fest gegolten und der Graben, der sie umspannte, für eine fast unüberwindliche Schutzwehr; jetzt fielen die Steine der Mauer bröckelnd auseinander, da und dort hatte die nachhelfende Hand die Lücke noch erweitert, damit die Inwohner der dahinter liegenden Gassen den weiten Weg bis zum Thore nicht zu machen brauchten, wenn sie auf ihre Felder gingen, denn der Umweg war ein großer, ein bedeutender nach dem Maßstabe des Städtleins, gewiß an tausend Schritte.

In dem Graben wuchsen lustig Kesseln und Schierling, bis auf die Stellen, welche, von dem hineingefallenen Schutte erhöht, nun mit Erde überdeckt, zu kleinen Gemüsefeldern umgewandelt worden waren.

Der Fremde trat in die Gassen ein, es waren enge winkelige Gassen mit schiefstehenden Häusern, ein paar Erkern und einer Kirche aus dem spätern Mittelalter, einem Rathhause aus der Popszeit, mit schlechtem Pflaster und eigenthümlicher Orthographie auf den Aushängeschildern der Handwerker, mit einer Tabakfabrik, mit mehrfachen Wirths- und Weinhäusern und einem neugoldeten Löwen über der Apotheke.

Es war eine kleine Stadt, die genau so aussah, wie so viele ihrer Größe in Deutschland, die sich in die neue Zeit noch nicht recht schicken konnte, und doch die alte Zeit recht gründlich zu vergessen sich bestrebte, eben weil die neue Zeit ihr so neu und überraschend gekommen war.

Der Fremde fragte einen ihm begegnenden Bäckerburschen nach der Post, er wollte einen Wagen nehmen, um einige Stunden tiefer ins Gebirg zu fahren.

„Die Post? — ach! das ist schon gar zu lange, daß keine Post mehr hier ist“, sagte der Bursche, indem er seinen Brodkorb von der rechten Schulter auf die linke herüberhob, „wir haben ja jetzt die Eisenbahn, da braucht man keine Post mehr. Aber der Wirth im Rothen Ochsen hat ein Gefährt — wissen Sie den Rothen Ochsen? der ist da um die Ecke, auf dem Schilde steht: Rheinischer Hof, man sagt aber noch immer im Rothen Ochsen, an den andern Namen haben sich die Leute noch nicht gewöhnt, er ist ihnen noch zu neu.“

„So“, sagte der Fremde, mehr um etwas gesagt zu haben, als aus Interesse an dem neuen Namen des Rothen Ochsen, „so, ist er das?“

„Ja“, sagte der Bursche, „der Großvater vom jetzigen Ochsenwirth war Bürgermeister, und da war ihm der Name nicht mehr nobel genug.“

Der Fremde lächelte, die Eisenbahn, die noch keine fünf Jahre die Stadt berührte, hatte die Post schon als ein Langdagewesenes in das Reich der Sage

zurückgebrängt, der neue Name des Rothén Ochsen bot aber Aussicht, noch in fünfzig Jahren der neue Name genannt zu sein.

Unschwer fand der Fremde das Haus, eines dieser alten, soliden Wirthshäuser, dessen gewohntes Aussehen und Wesen von dem neuen Namen nicht sonderlich geändert worden war.

Lassen wir den Fremden eintreten, und sehen wir zu, wer er sei, daß er auch uns nicht der Fremde bleibe.

Ernst von Eschen — in wissenschaftlichen Zeitschriften war der Name schon oft genannt worden, er war kein Unbekannter in Deutschlands gelehrten Kreisen, der kleinen Stadt aber wäre sein Name noch ein weit neuerer gewesen, als der des Rheinischen Hofes es war — Ernst von Eschen war der Sproß einer alten Adelsfamilie des Nachbarstaates, er war aus der Art geschlagen, wie der alte Freiherr von Eschen oft mißbilligend bemerkte, und er hatte vollkommen recht. Denn seit der Erste der Eschen in die Turnierschranken geritten, einen grünen Eschenbaum in goldenem Felde als redendes Wappenschild auf dem Schilde führend, war es nie und niemals vorgekommen, daß Einer des edlen Stammes in Kunst und Wissenschaft sich hervorgethan hätte. Sie lebten, wie ihre Zeit es mit sich brachte im Mittelalter, als Straßenräuber, in den Zeiten der Reformation und des dreißigjährigen Krieges als Landsknechte und von da ab als adelige Krautjunker auf nicht ausgebehntem Besitz, von Vater auf Sohn das Wappenschild mit der grünen Esche im güldenen Felde vererbend, in ländlichem Genügen, vom Wissensdrange nicht geplagt, ihre Tage spinnend bis auf Herrn Lindor von Eschen.

Da hatte schon das Besondere begonnen, denn Lindor war kein Name gewesen, welchen die Herren von Eschen gewöhnlich geführt, es hatte auch vieler Ueberredungskünste bedurft, um diesen Namen durchzusetzen, diesen Namen, welchen der Held irgend eines längst vergessenen, sentimentalen Romans geführt, aller Ueberredungskünste der feingebildeten Frau von Eschen, welche, von dem empfindsamen Hofe eines kleinen Fürsten auf den Stammsitz der Eschen versetzt, sich ausnahm wie ein blaßes Vergiftmeinnicht unter wohlausgebildeten rothen Rüben.

Sie hatte Vieles opfern, Vieles vergessen müssen; der Freiherr von Eschen, ihr Gemahl, verstand sich zwar vortrefflich auf die Landwirthschaft, aber durchaus nicht auf die Anforderungen eines empfindsamen Herzens, einer zartbesaiteten Seele; den Sohn wollte sie anders erziehen, es schwebten die Ideale ihrer Romane ihr lockend vor Augen; der Freiherr, welcher nichts von den

Idealen wußte, gab sich seufzend in den neuen Namen, der in keinem Kalender stand, und nannte den Sohn, um ihm doch wenigstens einen einigermaßen landesüblich zugeschnittenen Namen zu geben, Lindel.

Die Mutter dachte sich des Sohnes Zukunft halb als Kammerherr, halb als Dichter, der Vater als Landwirth und Pferdezüchter, aber Lindor entsprach eben so wenig den Hoffnungen der Mutter, als er die Erwartungen des Vaters rechtfertigte. Ganz auf eigene Faust studirte er ein paar Semester lang die Rechtswissenschaften, nicht genügend, um darauf hin eine Staatsstelle beanspruchen zu können, und doch gerade so viel, oder besser so wenig, um sich für einen Ausbund von juridischer Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu halten.

Auf das väterliche Gut zurückgekehrt, fand er hier die Einkünfte zu klein, die Verwaltung zu patriarchalisch, und begann nun eine Verbesserung der ganzen Wirthschaft so gründlich, daß dem alten Herrn mit der Lust am Leben auch endlich das Leben selbst abhanden kam, und die Mutter sich besinnen mußte, ob sie wirklich je in verwandtschaftlichen Beziehungen zu Lindor gestanden, so vollkommen widersprach dieser dem geträumten Ideale. Nicht daß er, wie sein Vater, Wasserstiesel getragen und sich für Karrengäule interessirt hätte; sie würde das seufzend ertragen haben, er hätte damit in die Bahn eingelenkt, in welcher die Mehrzahl seiner Standesgenossen ihr Leben verlaufen sah — er interessirte sich weder für die Jagd, noch für Hunde und Pferde; — das Wild, welchem er nachspürte, das waren Prozesse, und je endloser, je unhaltbarer einer zu sein schien, um so mehr ward er ihm lieb.

Er ließ keinen Gartenzaun flicken, ohne zuerst die Aufregungen und Genüsse, welche für ihn in einer Klageschrift enthalten waren, zu schmecken. Den ausgewaschenen Mühlbach einzudämmen hätte ihn etwa fünfzig Gulden gekostet, auf dem Proceßwege wurden es viele Hunderte, und als endlich für ihn selbst der Stoff zu neuen Processen auszugehen schien, da machte er sich aus Liebhaberei zum Winkeladvocaten der proceßsüchtigen Müller und Bauern seiner Nachbarschaft.

Unter den endlosen Processen, obschon er deren geschickte Führung immer rühmte, war ihm allmählig der größte Theil seines Vermögens durch die Finger geglitten und er sehnte sich nach dem Tage, an welchem sein Sohn, den er selbstverständlich für das juristische Fach bestimmt, seine Kräfte mit ihm vereinen konnte, um so mehr, da dem Sohne ein Vermögen von mütterlicher Seite zufiel, über welches dem Vater keinerlei Dispositionsrechte zustanden.

Seine Gemahlin war die Tochter eines berühmten, aber bürgerlichen Ad-

vocaten gewesen, und Lindor von Eschen setzte große Hoffnungen auf diesen Sohn, der von Vater- und Mutterseite von so bedeutenden juristischen Capacitäten abstammte. Aber so wie er die Hoffnungen seiner Eltern getäuscht, so täuschte Ernst die seinen. Von allen Seiten kamen ihm Lobsprüche zu über den geistvollen Sohn, Lobsprüche, welche er mit bitter süßem Lächeln aufnahm, denn was nützte ihm aller Geist, der nicht seinen Interessen diente?

Und als nun gar Ernst ein Fach erwählte, von welchem er früher nie anders gewußt, als daß es ein Nebenstudium für freie Stunden der Landgeistlichen und Dorfschulmeister gewesen, als Ernst ihm die Absicht kund gab, Naturforscher zu werden, da ward der alte Freiherr wohl ein halbes Jahr lang nicht mehr in den Gerichtssälen der Provinzialstadt gesehen, ein sicheres Zeichen seines tiefen Unmuthes.

Der Sohn war durch den advocatischen Großvater so gestellt worden, daß er unabhängig von dem Vater seine Laufbahn erwählen konnte. Den genialen, strebsamen Jüngling trieb es hinaus und das Studium der Naturwissenschaften bot ihm fast mehr Vorwand, seiner Neiselust zu genügen, als es ihm Zweck war.

Jahre lang streifte er, nach absolvirten Studien, in den brasilianischen Urwäldern, in der einsamen Alpenwelt der Cordilleras, auf den Steppen Hochasiens und in den fast sagenhaft verschollenen Gegenden von Tibet und Kaschmir umher. Der ihm innerlich entfremdete Vater erfuhr von ihm nicht viel mehr, als was Zeitschriften und Reiseberichte meldeten.

Aus Asien zurückgekehrt und gerade im Begriff, sich aufs Neue einer Expedition zur Erforschung der Nilquellen anzuschließen, traf ihn in Triest ein Brief seines Vaters, der ihn dringend aufforderte, nach Hause zu kommen, um eine hochwichtige Angelegenheit ihm betreiben zu helfen. Dabei lag ein Brief des alten Pfarrers, welcher ihm, dem Knaben, zuerst den Blick für die Wunder der Natur geöffnet hatte.

„Komme zurück, mein lieber Ernst“, schrieb der alte Mann, „nicht um dieser Angelegenheit willen, sondern um Deiner Pflicht als Sohn zu genügen. Deines Vaters Tage sind gezählt, obschon er in der Aufgeregtheit seines Wesens, im Drängen seiner weitaussehenden Pläne die Mahnungen des Todes gering achtet.“

Dieser Brief bestimmte Ernst zurückzukehren und auf den langgehegten Lieblingswunsch zu verzichten. In der langen Abwesenheit war ihm das Bild des Vaters verwischt worden; jetzt aus dem Briefe des Freundes, aus den

zitternden Schriftzügen des Briefes seines Vaters setzte er sich ein Bild zusammen, das rührend zu seinem Herzen sprach.

Es war nicht mehr der alte Proceßkrämer, von welchem er im Unmuthes geschieden, es war sein Vater, der ihn rief. Während er nach den dunklen Quellen des alten Stromes forschen wollte, machte vielleicht der Einzige, der ihm durch Bande des Blutes verbunden war, sich auf nach den dunklen Gestaden des Stromes der Vergessenheit.

Rascher, als er noch je gereist, durchflog Ernst die Strecke, die ihn von der Heimat schied, weichgestimmt sah er all das Altbekannte wieder, kam er auf den väterlichen Hof. Aber hier hörte die Weichheit auf, und das alte Gefühl des Unmuthes kam wieder über ihn, als er das vernachlässigte Heimwesen und den Alten wieder sah, der der Alte geblieben war. Obgleich ihm die linke Seite gelähmt und er, von Sicht und Lungenleiden gekrümmt, im Lehnstuhl kauerte, hatte doch die unselige Leidenschaft den alten Mann nicht verlassen, ja sie hatte neue reichliche Nahrung gefunden in einem Prozesse, wie er ihm sein Leben lang nicht geworden war.

Eine adelige Familie, welche sein Großvater noch zu den Verwandten gezählt hatte, war im Mannesstamm ausgestorben. Die Güter waren an berechnete Seitenverwandte gefallen, deren Berechtigung war nicht zu bestreiten, aber der Wittve war ein nicht im Fideicommiß befindliches Gut als freies Eigenthum zugefallen, auf welches Lindor von Eschen Ansprüche geltend machte.

Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte ein Fräulein von Wolfsegg einen Herrn von Eschen zum Manne gehabt. Obgleich nun Lindor von Eschen nicht in gerader Linie von dieser Jakobine von Wolfsegg abstammte, so erhob er dennoch Ansprüche auf dieses Gut, welches, wenn der Mannesstamm ausgestorben, an die Töchter und deren Erben fallen mußte. Er brachte es heraus, daß noch ein Theil der nicht vollständig ausgezahlten Mitgift der Jakobine von Wolfsegg als Hypothek auf das fragliche Gut eingetragen gewesen sei. Die nie gezahlten Zinsen und das nie erhobene Capital nahmen eine so massenhafte Dimension an, daß seine Forderung, das Gut zu übernehmen, bescheiden dagegen erschien.

Aber trotz allen vergilbten und verräucherten Beweisstücken von Pfandbriefen, Heirathsverträgen und Testamenten, welche er beibrachte, hätte seine Sache schlimm gestanden, wenn nicht sein spitzfindiger Advocat in dem Testamente des jüngst verstorbenen Erblassers einen Formfehler gefunden hätte, in Folge dessen das ganze Testament umgestoßen werden konnte.

Es war schwierig für Ernst, sich in all diesem Wirrwar zurecht zu finden, sein Geistesleben hatte eine so ganz andere Richtung genommen, die Dinge, welche ihn beschäftigten, gehörten so ganz anderen Sphären an, ja selbst die Sprache der Jurisprudenz in ihrer geschraubten Satzbildung und dem schwerfälligen veralteten Pompe war ihm im Anfang vollkommen unverständlich. Dazu kam das gereizte krankhafte Wesen des Alten, welches ihm die Kenntniß der Sachlage noch erschwerte.

Eines aber ward ihm klar: die Zerrüttung der eigenen Verhältnisse und die Gewißheit, daß, verlöre sein Vater diesen leichtsinnig begonnenen Proceß, der Concurs vor der Thür stünde. Mehr als er sonst gethan hätte beschäftigte er sich jetzt mit diesem Proceße, von welchem der Alte sprach, als sei ihm das himmelschreiendste Unrecht zugesügt worden, obschon er nie vorher daran hatte denken können, Ansprüche an die Erbschaft der so lange vergessenen Jakobine zu erheben.

Endlich ward das Urtheil gefällt, nachdem der Proceß Jahre lang gedauert hatte.

Lindor von Eschen hatte gesiegt!

An diesem Abende trank er Wein, welchen er sich seit vielen Jahren versagt hatte, und das nächste Morgenroth, der erste Tag nach dem Siege, fand ihn als Leiche in seinem Bette.

So blieb denn Ernst allein zurück mit der Erbschaft des gewonnenen Processes, und auf einer Reise nach dem ihm zugesprochenen Gute ist es, daß wir ihn im Rheinischen Hofe, vulgo Rothen Dachsen, des Städtleins \*\*\*selben einkehren sehen.

Ernst von Eschen war in das Wirthshaus getreten, und in das Wirthszimmer, welches ein schweigsamer Fuhrmann, der in der Einfahrt seine Pferde einspannte, mit dem Peitschenstiel darauf deutend, ihm stumm gezeigt hatte. Fast eine Viertelstunde lang war er darin mit einer Kage, welche dann und wann nach vorbeisummenden Fliegen haschte, das einzige lebende Wesen in dem langen niedrigen Gastzimmer gewesen, dessen Bilderschmuck, die vier Welttheile durch grell colorirte Frauenzimmer dargestellt, Zeuge von dem idealen Sinne ihrer Besitzer gaben, wie die Tafel, auf welcher die Stufenleiter des menschlichen Lebens, mit einer Wiege beginnend und einem Sarge nebst Todtengabein schließend, dargestellt war, bewies, daß man auch einer ernstern Richtung nicht fremd sei.

Endlich, als Ernst von Eschen lächelnd versunken war in den Anblick der

mit einer bunten Federkrone geschmückten Amerika, welche einen Papagei fütterte, indessen die Europa im Ballcostüme mit einem Fächer spielte, erschien im primitivsten Negligé der Wirth dieses ehrenwerthen Hauses, welches in der gänzlichen Abwesenheit zubringlichen Dienstpersonals eine löbliche Ausnahme machte.

Der Wirth schob die Nachtmütze von einem Ohr zum andern und der Erfolg langen Besinnens und mancher zweifelnden Hm's und Ha's war, daß er wohl ein schickliches Gefährt besitze; aber die Pferde seien im Felde, denn man sei mitten in der Ernte; der Herr Apotheker würde ihm wohl sein Pferd leihen, aber das habe sich ehegestern das Bein vertreten — und so ging es weiter: es war kein Wagen zu bekommen.

„Einerlei!“ rief der Reisende. „Wie weit ist es von hier?“

„Keine zwei Stunden“, versicherte der erleichterte Wirth, „höchstens drei kleine Stündchen, aber die gehen sich so lustig und schnell im Gebirg, man merkt es nicht. Und wenn Sie zu Fuße gehen, so kommen Sie auch über die Wasserscheide; das ist gar merkwürdig: hüben fließen die Wasser in den Rhein und drüben in die Donau, wie ich mir hab sagen lassen; das hätten Sie nicht, wenn Sie auf der Landstraße nach Birkensee führen und von da nach Monséjour, wohin nur ein Feldweg führt, ein erbärmlicher Weg, denn der Herr von Wolfsegg kam in den letzten Jahren nie mehr heraus und die Frau lebt wie eine Nonne im Kloster.“

Die Erwähnung der Frau berührte Ernst von Eschen unangenehm und peinlich, er konnte sich eines beschämenden Gefühles nicht erwehren, daß er als Gegner der Wittve aufgetreten und nun kommen solle, um sie ihrem Besitze zu entfremden. Heute zum ersten Male trat die Frage an ihn heran, ob die Wittve wirklich so leicht diesen Besitz werde missen können, wie sein Vater ihm gesagt, und er beschloß, genaue Auskunft darüber einzuziehen, um danach sein ferneres Handeln zu gestalten.

## 2. Im Gebirge.

Es sei nicht weit, hatte der Wirth versichert, aber Ernst kannte die Maßbestimmung dieser Art Leute und er war geneigt, den drei zugegebenen Stündchen noch eine oder zwei Stunden Weges zuzugestehen.

So machte er sich denn auf, ohne Führer, denn so gern er auch da oder dort am Wege mit einem Begegnenden sprach, sei es nun ein Bauer, ein

Jäger oder ein Hirt, mit welchem er ein Stück Weges lang in kameradschaftlichem Geplauder hinschritt, so wenig sagte es ihm zu, einen solchen gemieteten Menschen stundenlang an seine Ferse geheftet zu sehen.

Der Reiz der deutschen Waldung, des heimischen Gebirges, war ihm in der Fremde ein fremder und fast vergessener geworden, und er sehnte sich darnach, denselben wieder voll auf sich wirken zu lassen.

So schritt er denn rüstig den Bergen entgegen, durch die kaum erwachten Gassen des Städtleins, vorbei an den Mägden am Brunnen und mitten durch die junge Schaar mit rothen Backen, Schiefertafeln und ABC-Büchern, für die die Pforten der Schule sich öffneten.

Ernst blickte den Kindern nach.

„Arme Kerlchen“, sprach er leise vor sich hin, „statt, daß Ihr Euch draußen tummeln dürft in Morgenluft und Wiesengrün, sperrt man Euch in die dumpfen Stuben, martert man Eure Seelen und Leiber mit unnützem Wissensfram, damit Ihr ja früh genug verlernt, daß Ihr ein freigeborenes Geschlecht seid, damit Ihr es nie waget, die Schwingen Eures Geistes und Willens zu gebrauchen, und je früher je besser Euch einspannt als geduldige Karrengäule in das Joch der Alltäglichkeit.“

Er sah um sich auf die niedrigen Häuser mit den kleinen, schiefen Fenstern, den ausgetretenen Stufen und den häßlichen Mansardendächern, und ein Gefühl hochmüthigen Mitleids kam über ihn. Wie war es möglich, daß Existenzen in diesen Winkeln sich bewegen und sich genügen lassen konnten an der Nermlichkeit eines solchen Daseins? Alles, was ein solches Haus umschloß an Freuden und Leiden, es kam ihm so nichtig, so namenlos unbedeutend vor, daß es ihm fast schien, als wandle er hoch auf Gletscherbahnen über die Niederung hin.

Er dachte daran, wie der gute Pfarrer, der einzige Freund, welchen er wieder in der Heimat gefunden, freudig ihn gefragt hatte: „nun wirst Du wohl hier bleiben, Ernst, und selbst ein Haus, eine Familie gründen? — Es ist genug des Reisens.“

Einen Augenblick lang hatte es ihm auch selbst so geschienen, und der Gedanke war an ihn herangetreten, daß es genug sei des bis jetzt geführten Lebens; aber jetzt, als er durch die Gassen schritt und den Beginn des werktäglichen Lebens, die nüchternen Gesichter der Bewohner, die zur Schule gehenden Kinder sah, rief es in ihm: „Nun und nimmermehr werd' ich in die dürftige Bahn dieser platten Gewöhnlichkeit einlenken! Denn sind auch die Zimmer,

in welche ich mich einengen sollte, höher und geräumiger, ist manche Neußerlichkeit auch reicher und weiter: in der Hauptsache bleibt es sich gleich, und die Mauern der Gefängnißzelle hören drum nicht auf, solche zu sein, selbst wenn sie etwas weiter zurückgerückt sind und ihre kahle Dürftigkeit unter wohlfeilem Flitter nur sich mehr enthüllt als verbirgt. Mein Leben verlangt weitere, freiere Bahnen, kennt größere Ziele als um Weib und Kind, und stolzere, reinere Gemüße als Haus und Herd sie bieten.“

Er war in diesen Gedanken schneller fortgeschritten und stand, als er die letzten Worte vor sich hin sprach, vor dem letzten Hause des Städtleins, das, zurückgeschoben aus der Reihe der übrigen Häuser, in grünen Obstbäumen halb sich verbarg.

Der Weg zum Berge führte, sanft ansteigend, daran vorbei, und von demselben herab blickte Ernst von Eichen, durch die Blumenstöcke und die hellen Gardinen verborgen, in das offene Zimmer des hochgelegenen Erdgeschosses.

Kinderstimmen hatten seine Gedanken unterbrochen und Das, was er sah, fesselte seinen Blick so sehr, daß er wenig der Indiscretion achtete, welche er zu begehen im Begriff stand.

Er blickte in eines dieser engen Zimmer mit bescheidenem Hausrath, in welches er sich nicht bannen wollte.

Da stand inmitten desselben ein weißgedeckter Tisch, und auf dem Tische lag der Triumph der Bäckerkunst, eine riesige Brezel. In dem einen Rund des frischduftenden Backwerks stand ein kleines Mädchen von etwa drei Jahren im weißen Kleidchen mit grünen Schleifen besetzt. Ein Blumenkranz lag auf dem blonden Haar und die beiden kleinen Hände umspannten einen gewaltigen Strauß Feldblumen; die blauen ernsthaften Augen des schönen Kindes hingen erwartungsvoll feierlich an der Thür des Zimmers. Im andern Rund der Brezel saß ein ebenso gekleidetes Mädchen, dessen Alter offenbar das freie Stehen noch nicht erlaubt; es hatte seinen Strauß im Schooße liegen, der Kranz auf den Löckchen saß etwas schief, denn das ganze runde Persönchen war in unruhiger Aufregung, wohl hervorgerufen durch die noch unerfüllten Vocungen der Brezel, auf welche es beständig fruchtlose Angriffe mit den dicken, kurzen Armchen machte. Auf dem Kreuze der Brezel lag schlummernd ein Säugling, sein weißes Kleidchen mit Blumen besteckt, und hinter dem Tische stand Das, was die Gruppe zur schönsten, herrlichsten machte: ein junges Weib, schön wie das Morgenroth, das Lächeln des Glücks auf den Lippen und den Sonnenstrahl der Liebe im Auge; mit dem linken Arm hielt sie den

Säugling umschlungen und mit der Rechten strebte sie das zappelnde Zweite zurückzuhalten; lauschend beugte sie sich vor. Da tönte ein Schritt von Außen, ein Druck auf die Thürklinke — das älteste Kind hielt jubelnd seinen Strauß empor: „Vivat, Vivat!“ das Zweite rief: „Kuchen, Papa, Kuchen!“ Der junge Mann, der eingetreten war, blieb einen Augenblick wie geblendet an der Thür stehen; da breitete das junge Weib die Arme ihm entgegen und rief: „Das sind meine Geschenke!“ — und wie er in ihre Umarmung flog, wandte Ernst von Eschen sich ab und stieg den Berg hinan.

Kaum hatten die Worte seine Lippen verlassen: „ich habe größere Ziele, ich kenne stolzere Genüsse als Weib und Kind“, da hatte der Jubelruf eines Weibes, eines Kindes seine Gedanken unterbrochen — er konnte nicht weiter denken.

Während Ernst von Eschen langsam bergan schritt, tauchte in ihm ein Bild auf, eine seiner Reiseerinnerungen, so unbedeutend, so geringfügig an und für sich, daß er nicht gedacht hätte, sie würde sich seinem Gedächtniß einprägen.

Es war in Mittelamerika gewesen, bei einem jener Streifzüge, welche die Mitte hielten zwischen wissenschaftlicher Entdeckungsreise und abenteuerlichem Jagdzug; da hatte er von den lagernden Gefährten sich getrennt und war den in schlammigem Bette träg hinrollenden Fluß aufwärts gegangen, wo die vom Fuße eines Europäers nie betretene jungfräuliche Wildniß des Urwaldes ihn lockte. Durch das Gestrüpp der Bäume, die Wirrniß der niederhangenden Aeste, die, wo sie den Boden berührten, sehnüchzig Wurzeln ihm entgegen streckten und um den Mutterstamm eine dunkle Halle von Stämmen und Säulen bildeten, hatte er seinen pfadlosen Weg gesucht und lachend die zahllosen Affengeschlechter betrachtet, die auf den Ranken der Schlingpflanzen auf und ab kletterten wie Matrosen auf den schwankenden Seilen der Masten. Manche interessante Blattform hatte er in sein Buch gezeichnet, manche wunderbare Pflanze entdeckt, die namenlos in keine Classe getheilt, die phantastischen Blütenbüschel traubengleich von den greisen Häuption der Urwaldriesen herabhängen ließ, oder den in brennenden Farben glühenden Kelch mit dem betäubenden Dufte am Rande des trüben Wassers entfaltete, und noch immer nicht war er satt geworden, die märchenhafte, dunkle Schönheit dieser Waldwelt zu genießen. Der sinkende Tag hatte ihn endlich zur Rückkehr an die Haltstelle gemahnt, aber obschon er den richtigen Weg einzuschlagen gemeint, kam er immer wieder tiefer ins Gestrüpp; er hatte geglaubt, eine weite Krüm-

mung des Flusses, ohne Gefahr sich zu verirren, abschneiden zu können; nun sah er, daß er dennoch sich verirrt und daß ihm keine Wahl blieb, als den Morgen zu erwarten. Zu der Dunkelheit gesellte sich nun auch der Regen, jener massenhafte Regen, wie er auf den Urwald niederstürzt, der sich in warmen Dampf zu verwandeln scheint, wenn er den heißen Boden berührt. Er hatte schon manche solche Nacht im Urwalde zugebracht, aber heute hatte es ihm schwerer als je geschehen: sinn- und athemraubend war die erhöhte Ausdünstung der Pflanzen, und die Vorboten des Fiebers, ein leichtes Kopfwelch, ein kühlere Schauer stellten sich bei ihm ein. Da hatte er Feuerschein durch den Wald gesehen und, näher kommend, eine einsame Indianerhütte gefunden. Er war eingetreten, glücklich, einen Ort zu finden, wo er einigermaßen geborgen war vor dem unaufhörlichen Regen. Es war keine Gefahr dabei, die Indianer der Gegend galten als harmlos und sanft, ihren Hauptunterhalt dadurch verdienend, daß sie nach den entfernten Colonien die Farbhölzer und wenige pharmaceutische Erzeugnisse brachten, welche ihrem Verständniß zugänglich waren. Neben dem Feuer hatte ein junges Weib gesessen, nothdürftig in ein Gewand von weichem Bast gekleidet, zwei kleine Kinder lagen schlafend auf einem Haufen dürren Laubes in einer Ecke der Hütte. Das junge Weib starrte apathisch mit den dunklen traumhaften Augen in's Feuer, dessen Widerschein ihre im Dunkel kauernde broncefarbige Gestalt halb beleuchtete. Sie hatte den Eingetretenen nicht willkommen geheißt, sie hieß ihn nicht gehen; die Kinder waren erwacht, sie hatten ihn angestarrt und waren dann gleichgiltig wieder eingeschlafen; wohl mochte dann und wann schon ein Jäger, ein Händler hier eingekehrt sein, um den Vorrath von Hölzern oder eingedicktem Pflanzensaft für werthlose Producte der Civilisation einzutauschen; der Anblick des Fremden war ihnen offenbar kein niegesehener. — Eintönig rauschte der Regen, eintönig rauschte der Urwald, nur dann und wann unterbrochen von dem pfeifenden Schrei eines Affen oder dem fernen Heulen wilder Thiere; immer in derselben regungslosen Ruhe starrte das braune Weib in's Feuer, ohne den geringsten Antheil an der Mitwesenheit des Fremden zu nehmen. — Ernst von Eschen hatte sich gefragt, was wohl im Stande sein möge, Leben und Interesse diesem Wesen zu erwecken, welches von der Menschheit nur die Gestalt zu haben schien; er hatte den rohen, über alle Begriffe armseligen Raum der Hütte gemustert und sich gefragt, um wie Vieles höher diese Menschen wohl über den gewandten Affen ständen, deren Turnübungen er diesen Morgen bewundert, was sie von diesen unterscheide. — Ein-

tönig rauschte der Regen, es war kein Laut draußen, der seine Aufmerksamkeit erregt hätte; aber das Weib hatte sich geregt, ihre Augen waren glänzender geworden und sie horchte hinaus in die Regennacht. Da schien es auch dem Fremden, als ob Tritte sich näherten. Das Weib sprang auf, sie riß die Kinder empor und mit einem Ausruf wilder Freude war sie gegen den Ausgang der Hütte gesprungen. Wenige Augenblicke darnach war ein junger, schlanker, von Regen triefender Indianer eingetreten; er mochte die Erzeugnisse seines Waldes nach einer Colonie gebracht haben, denn er kam heim mit Producten europäischer Cultur. Wie das Weib jetzt plötzlich lebendig geworden war bei seinem Anblick! Wie die schlanken Glieder so behend sich bewegten und sie eilend den Kessel zum Feuer setzte, dazwischen plaudernd in liebkosenden Tönen! Das Alles, diese ganze Wandlung, sah staunend der fremde Gast, und wie der arme Indianer die Kinder herzte, die sich an ihn hingen, wie er so stolz und glücklich ansah, als er um den braunen Nacken der Frau eine Schnur blauer Glasperlen legte, und wie sie so entzückt zu ihm auf sah, — das Alles sah der fremde Gast, der einsam und vergessen im Winkel saß, während die Flamme von den rohen Herdsteinen die Gesichter von vier glücklichen Menschen beleuchtete, die zu einander gehörten. Am frühen Morgen hatte ihm der spanisch-redende Indianer den rechten Weg wieder gezeigt, welchen er den Abend zuvor verloren, und als Dank für ein seiner Meinung nach großes Geschenk an Pulver und Tabak hatte er dem Fremden einige merkwürdig gestaltete Cocosnüsse und ein zierlich in Bast geflochtenes Körbchen geboten mit den Worten: „Für Eure Frau und Kinder, Sennor“; und als ihm Ernst gesagt, er habe weder Frau noch Kinder, da trat der Indianer einen Schritt zurück; „ich bitte um Vergebung, Sennor“, sagte er und sein Auge ruhte mit dem trauernden Ausdruck eines Menschen auf ihm, der wider Willen die wunde Seite eines Andern berührt. Ernst von Eschen hatte aus der Bitte um Vergebung, aus dem bemitleidenden Blick des dunklen Mannes herausgeföhlt, daß dieser in der Lage zu sein glaubte, ihm sein Mitgeföh! zu schenken, als ob es sich fast um ein Gebrechen handle. Er hatte darüber gelächelt, aber es war ihm doch zugleich ein unangenehmes Geföh! gewesen, daran zurückzudenken, wie er trotz all' der Kenntnisse und Fähigkeiten, um deren willen er sich hoch über seinem Wirthe gedünkt, der Uebersehene, der Einsame war am Herde des armen Indianers; er hatte momentan daran gedacht, daß ihm das Feuer keines heimischen Herdes brenne und sein Kommen oder Gehen weder die Freude noch die Beseigniß, von wem es auch sei, erzeuge.

Das war es, an was Ernst von Eschen dachte, als er, bergau steigend, das Haus, in welchem er die Feier des Geburtstages belauscht, im Grün der Obstbäume verschwinden sah; an die Indianerhütte im fernen Amerika dachte er, an das rohe, rußige Innere derselben, an die eintönige Regennacht im Urwald, an das anscheinend so seelenlose Weib, welchem die Liebe plötzlich Leben gegeben, an den jungen Indianer, der trotz aller Lockungen der Cultur, welche er gesehen, so froh und so gern wieder zurückgekehrt war zu seinem armen Herde; und noch die jubelnden Stimmen der Kinder im Ohre klingend, das schönheitsstrahlende Gesicht der jungen Mutter, das Entzücken des gefeierten Mannes vor seinem geistigen Auge sehend, wagte er nimmer die früheren Gedanken weiter zu spinnen. Es war wie ein Gefühl der Niederlage über ihn gekommen, und umsonst versuchte er es, den stolzen Standpunkt wieder zu gewinnen, von welchem herab er noch vor einer Stunde das Leben des Hauses beurtheilt.

Im Grunde genommen war Ernst von Eschen kein berechtigter Beurtheiler, denn er kannte das Familienleben nur von der alleräußerlichsten Seite. Wie wenig sein Vater dazu geschaffen gewesen, haben wir gesehen, und die jahrelang kränkelnde Mutter hatte es eben so wenig verstanden, eine wohlthuende Häuslichkeit zu schaffen; überdies hatte Ernst sie in einem Alter verloren, in welchem das Kind nur noch sinnliche Eindrücke empfängt, das Bild der Mutter war ihm ein nebelhaft verschwommenes; dafür erinnerte er sich um so genauer des unbehaglichen Gefühls, welches das Krankenzimmer ihm verursacht, in welchem man nur leise sprechen gedurft, das dunkel umhängt gewesen und nach der Apotheke gerochen, der Haushälterin, welche ihn mit Naschwerk und roher Zärtlichkeit überfüttert, aber ebenso oft in wandelbarer Laune gepufft und geschlagen hatte um Dinge willen, welche sie in anderer Laune gar nicht als Vergehen behandelt hatte. Es war eine poesielose, arme Kindheit gewesen, und das Knabenalter, welches er als eine Nummer unter vielen in einem berühmten Pensionat verbracht, war eben so wenig geeignet, ihm die Poesie des Hauses zu erschließen.

Die kleinen Feste des Hauses, wie er soeben eins belauscht, sie waren für ihn nicht vorhanden gewesen, seinen Geburtstag kannte er nur, weil er ihn auf die Schulhefte zu schreiben hatte, und denjenigen seines Vaters erfuhr er zum erstenmale bei Gelegenheit von dessen Todtenschein.

So arm und freudelos ist jedoch selten eine Kindheit, daß man nicht im gereiften Alter wieder gern daran zurück dächte; das erfuhr auch Ernst. Er

„Vom Rhein.“ Bilder und Geschichten

hatte selten mehr an die Tage seiner Kindheit zurückgedacht, deren Sonnenblicke die gelegentlichen botanischen und entomologischen Excursionen mit dem alten Pfarrer waren; jetzt, da sie ihm durch den naheliegenden Vergleich wieder lebendiger geworden, erging er sich mit Behagen und Wehmuth in dem lange nicht betretenen Gebiete der Kindheits Erinnerungen.

In Gedanken versunken fortwandelnd, hatte Ernst des Weges nicht Acht, welchen er nach Beschreibung und eigener Anschauung einhalten gemußt hätte. Plötzlich hörte der Weg, welchen er bis jetzt achtlos verfolgt, auf; er lief auf eine Lichtung des Waldes aus, welche, mit gefälltten Baumstämmen bedeckt und ringsum mit schon in Klastern eingesetzten Holzscheiten umstellt, der an einen Baum angehefteten Tafel nicht bedurft hätte, um den Vorübergehenden wissen zu lassen, daß in der „Eulenkling“ Holzversteigerung sei. Keinenfalls war die Versteigerung auf heute anberaunt, denn es war äde und still in der nach dortiger Landessprache „Klinge“ genannten waldigen Einbucht des Berges — still, wie es um Mittag im Walde zu sein pflegte.

Ernst von Eschen sah nach seiner Uhr, da der Stand der Sonne, welchen er, bis jetzt im dichten Laubwald fortschreitend, nicht beobachtet hatte, ihm höher erschien, als er geglaubt. Es ging auf Mittag, nur noch wenige Minuten fehlten bis zu elf Uhr; also war er schon drei Stunden im Walde hingegangen, offenbar im falschen Wege, denn die Eulenklinge lag so einsam und verlassen, daß er sich das ihm als großes, volkreiches Dorf geschilderte Birkensee nicht so nahe denken konnte.

Er sah sich prüfend um, ob nicht irgend ein Merkmal ihm auf den rechten Weg verhelfen könne, als seinem scharfen Ohr der seufzende Laut einer menschlichen Stimme vernehmbar ward. Rasch wandte der Wanderer sich um.

„Wer ist da?“ rief er; keine Antwort klang ihm entgegen.

Schon wollte der an eine Sinnestäuschung Glaubende seinen Weg weiter fortsetzen, als der seufzende Laut diesmal näher und vernehmbarer klang. Rasch wandte Ernst der Stelle sich zu, von wo er den Ton gehört; hier mußte ein Kranker, ein Verunglückter liegen.

Es war so: ein nachlässig aufgesetzter Stoß Brennholz war gerutscht, und unter den starken Scheiten lag ein Mensch im Zustande halber Bewußtlosigkeit. Einige der schwersten Scheite waren ihm auf die Beine gefallen, während einige andere, die im Fallen sich gegeneinander gestützt, über seinem Oberkörper einen freien Raum bildeten; die gegeneinander geneigten Stämme aber waren nicht fest genug eingekellt, um nicht der Furcht Raum zu geben, daß bei

den ersten energischeren Bewegungen des darunter Begrabenen sie stürzen und mit ihrer Wucht ihn vollends zerschmettern könnten

Mit einem Blick übersah Ernst die Situation, und begriff, wo und wie er helfen mußte.

Rasch und behend entfernte der starke gewandte Mann die trügerische Bedachung; dann machte er sich daran, die auf den Mann gestürzten Scheite zu entfernen.

Während dieser ganzen Zeit gab der darunter Liegende kein Zeichen des wiederkehrenden Bewußtseins; nur von Zeit zu Zeit entrang sich ihm wie im Traume das leise wimmernde Stöhnen, welches Ernst von Eschen auf seine Spur geleitet.

Endlich war auch das letzte Holzstück entfernt, und mit Mühe schleppte der ermüdete Mann den Verunglückten nach einem Plage hin, wo zwei nebeneinander liegende Stämme einen bequemen Ruheplatz boten.

Ernst von Eschen hatte nicht umsonst Jahre lang die Deden der Steppen und unwegsamen Hochgebirge durchzogen; was dort Nothwendigkeit war, war ihm Gewohnheit geworden; seine weite Reisetasche enthielt weniger die Bedürfnisse europäischen Comforts und eleganter Toilette, als solche Gegenstände, welche dem Wanderer unentbehrlich sind, der auf weiten Strecken weder Arzt noch Chirurg für vorkommende Unglücksfälle findet, und den einfachen Proviant für einige Tage, wie ihn der an Entbehrungen Gewöhnte fordert.

Ein Schluck Rum aus der Feldflasche belebte endlich den Bewußtlosen, und ein sanftes Streichen der gequetschten Beine gab wohl die Sicherheit, daß die Knochen nicht zerbrochen, aber auch die Gewißheit, daß die Quetschung eine allgemeine und höchst gefährliche sei.

Ein dünner Wasserfaden rieselte, unter Laub und Steinen versteckt, durch die Eulenklinge — unschätzbar in diesem Falle.

Aus seinem Taschentuch, aus dem Hemd des Verunglückten machte Ernst die Binden, welche er, nachdem er sie in's Wasser getaucht, demselben um die Beine legte.

Ruhig, ohne ein Wort zu sagen, ließ der Mann die Hülfeleistungen sich gefallen; nur sein schwarzes, unruhig hin- und herflackerndes Auge verrieth zuweilen in milderem Blick, daß er dankbar dafür sei.

Ein zweiter, ihm aus der Feldflasche gereichter Trunk hatte endlich die Wirkung, den Mann sprechen zu machen, aber die erste Rundgebung war ein

Fluch und eine Verwünschung auf das lumpige Holzmachergefindel, welches den Stoß so miserabel gesetzt.

„Ich hätt' crepiren können wie ein Hund“, sagte er, zu seinem Retter sich wendend, „wenn Sie nicht einen Tag zu spät zur Versteigerung gekommen wären — denn es ist zu spät.“

Ernst bedeutete ihm, daß er kein Holzhändler, sondern ein Verirrter sei.

„Hm“, meinte der Mann, „das könnt' man jetzt Gottes Fügung heißen und mir großen Dank dafür zumuthen, daß es so geschehen; ich aber sag': zum Teufel, warum hat das Satansholz auf mich fallen müssen!“ — und bedankt mich für's Zweite nicht, weil das Erste mir zuviel ist.“

Er lachte und schien in seiner rohen Redeweise noch mehr hinzuzufügen zu wollen, aber eine neue Dohnmacht hinderte ihn daran.

Während nun Ernst sich um den Mann bemühte, betrachtete er nicht ohne mit Abneigung gemischtem Mitleid diese herabgekommene Gestalt, dieses nicht unschöne, aber frühzerfallene Gesicht, welchem rohe Frivolität und innere Zerschlagenheit einen Stempel aufgedrückt, denn die edlere Anlage des Kopfes nicht zu entsprechen schien, eben so wenig wie ein etwas an die gebildeteren Stände Anklingendes in Ton und Rede zu der rohen Weise stimmen wollte, welche der Mann zur Schau trug.

Jetzt, wo die flackernden, schwarzen Augen halb geschlossen waren, und die unangenehmen Falten um den Mund sich geglättet, sah Ernst, daß der Verunglückte ein Mann war wohl mit ihm in gleichem Alter stehend, wenn auch der erste Blick ihn älter erscheinen ließ; er konnte nicht über fünfunddreißig Jahre alt sein, trotz der von unregelter Lebensweise ihm eingegrabenen Furchen.

Das Gesicht des Mannes erschien noch spitzer durch den dünn zulaufenden Anebelbart und noch dunkler durch die nachtschwarzen Brauen, welche über den tiefliegenden Augen sich wölbten. Aber trotz aller offenbaren Verkommenheit lag ein Etwas in diesem Gesichte, welches es unterschied von der Masse der Gewöhnlichkeit; trotz der unsaubern Aermlichkeit der Kleidung verrieth der noch erkennbare Stoff, der Schnitt derselben eine ehemals höhere Lebensstellung. Es lag etwas Melancholisch-Phantastisches in diesem abgetragenen, von Regen und Sonne grau gewordenen schwarzen Sammtrocke mit dem reichen polnischen Schnüren- und Ligenbesatz, im Gegensatz zu dem schlechten fettunen Hemde und der zwilchenen Bauernhose, in der genialen Zerdrücktheit des Calabresers, den plumpen rindsledernen und sehr defecten Stiefeln gegenüber, was halb zu Humor, halb zu Wehmuth stimmte.

Endlich gelang es den erneuten Bemühungen Ernst's, den Ohnmächtigen wieder in's Leben zurückzurufen, aber er schien schwächer als zuvor.

„Ich werde nicht gehen können“, sagte er am Ende einer erneuten Fluth von Verwünschungen, welche zum Theil dem Forstpersonal, zum Theil den „Kaffern“ und zum Theil ihm selbst galten; „ich werd' nicht gehen können, ich hab' meinen Treß bekommen, und“, fügte er mit einem häßlichen Lachen hinzu, „da Sie zu mir gekommen sind, wie der barmherzige Samariter, nur ohne die Bequemlichkeit eines Saumthieres, so muß ich Sie jetzt bitten, weiter zu gehen und aus dem Dorfe ein paar von den Lämmeln nach mir zu schicken. Es wird eine heillose Freude geben, wenn die Gemeinde den Studentenpeter auf einige Wochen zu Besuch bekommt.“

„Das nächste Dorf — ist's Birkensee?“ fragte Ernst.

„Birkensee?“ fragte der Verwundete erstaunt, „das ist drei Stunden von hier, was soll's dort? Der Doctor Eisenbart wohnt zwar dort, der vornehme Pfuscher, aber dem will ich nicht in die Klauen fallen; — „das ist der Doctor Eisenbart, curirt die Leut' auf seine Art!“ Und wieder lachte er auf diese häßliche Weise; dann fügte er ruhiger hinzu: „Nein, nach Limbach hinunter, da rechter Hand den Berg hinab, 's ist eine halbe Stunde nur, aber es geht jäh hinunter in's Thal. Sie sind schnell dort, und wollen Sie nach Birkensee, können Sie dort den sichern Weg über den Culenkopf gezeigt bekommen.“

„Sind Sie in jenem Dorfe daheim?“ fragte Ernst, welcher nicht wußte, in welche Gesellschaftsclasse er seinen Pflegling eintheilen sollte, „oder sind Sie in \*\*\*felden ansässig?“

Der Fremde lachte wieder.

„Ansässig und daheim?“ rief er, „ansässig und daheim bin ich nirgends, am wenigsten in solchen Nestern, ich bin ein Weltbürger!“ Und mit einer von Natur nicht unschönen, aber wie fein ganzes Wesen verkommenen Singstimme begann er einen Vers aus einer alten Operette zu singen:

„Ueberall bin ich zu Haus,  
Ueberall bin ich bekannt,  
Macht mein Glück im Norden Paus,  
Ist der Süd' mein Vaterland.  
Luftig hier und lustig da,  
Ubi bene ibi patria!“

Es war wahrer Galgenhumor darin, wie der mit den halbzerschmetterten Beinen Daliegende nicht ohne sichtbare Anstrengung diesen Vers sang, —

eine Prahlerei des Stoicismus, welche ihm sauer genug ward, denn es zuckte dazwischen um seinen Mund, wie schwer zu bändigender Schmerz.

Ubi bene ibi patria — wenn er nur das sein Vaterland nannte, wo es ihm wohl erging, dann, meinte Ernst, müsse es wirklich nicht in der Nähe sein.

„Kommen Sie“, sagte er zu dem Fremden, „ich sehe, Sie sind stark genug, ein gut Theil Schmerzen ertragen zu können, und ich bin es ebenso, um Sie wenigstens ein Stück weiter tragen zu können, damit die Zeit Ihres Alleinseins von kürzerer Dauer sein möge; aber erst sagen Sie mir, wie sind Sie in diese fatale Lage gekommen?“

Der Fremde gab stotternd und anscheinend ungern Auskunft, und mit einer wahren Freude erkannte Ernst, daß es eine gewisse Scham sei, nicht die Trunkenheit eingestehen zu wollen, in welcher er wahrscheinlich gegen den Holzstoß getaumelt war, ein Schamgefühl, welches er am wenigsten in diesem prahlrischen, verkommenen Menschen gesucht hätte.

Leicht hob er den schwächtigen Körper des Verunglückten auf die Arme und empfand nicht ohne Rührung das Bestreben des armen Menschen, ihm möglichst die Last zu erleichtern. So lange er ihn auf den Armen hielt, war der Fremde still; erst als er ihn auf weichen Grund am Abhange des Berges wieder gebettet hatte, an einer Stelle, wo man in das Dorf Limbach hinunter sah, kam der alte Geist wieder über ihn.

Wenn auch Ernst erkannte, daß der Fremde in diesen rohen Spottreden sich selbst über seine Lage zu täuschen suchte, so waren sie ihm deshalb doch nicht minder unangenehm, und er eilte, andere Hülfe zu suchen.

Die Hülfe war bald gefunden. Mit Freude sah Ernst, daß die beschäftigten Feldarbeiter auf die Kunde hin, daß ein Unglück geschehen, ihre Arbeit verließen; mochte auch Neugier mittreibend sein, er wollte lieber an die Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit des Helfens glauben; um so mehr staunte er über die Herzlosigkeit eines alten Bauern, welcher, als er den Verunglückten gesehen, seinen denselben tragenden Söhnen und Knechten in roher Weise zurief:

„Wenn ich gewußt hätte, wer er sei, hättet Ihr ihn können liegen lassen“; und zu Ernst sich wendend, sagte er: „So ein Lump hat halt immer Glück, unser Einen hätt' das Holz zu Tod geschlagen, so Einen kostet's nur die Beine.“

„Ist der Mensch von hier?“ fragte Ernst, „was ist er?“

„Ein Lump“, sagte verächtlich der Bauer, „ein Herumstreicher; sein Vater war hier Barbier, studiren hat er sollen, darum heißen sie ihn den Studenten=

peter, aber 's ist nichts draus geworden aus den hohen Plänen, als ein Herumstreifer. Jetzt ist er nirgends zu Haus."

Im Wirthshaus, wohin man den Verunglückten gebracht, fand Ernst zwar Neugierige genug, aber wenige Theilnahmsvolle; der Studentenpeter schien eine zwar bekannte, aber wenig geachtete Persönlichkeit zu sein; er selbst schien entweder vom Schmerz übermannt oder vollkommen verstimmt, denn er gab Ernst auf die Frage nach seinem Befinden die Antwort: er hätte ihn ja auch können liegen lassen, wie die Leute meinten.

Nur die alte Wirthin zeigte einige Theilnahme, jedoch in einer dem Studentenpeter weder angenehmen, noch schmeichelhaften Weise, denn jede Klage, jede Hülfeleistung würzte sie mit dem Ausrufe:

"Wenn das Deine Mutter wüßt, daß Du so ein Strolch geworden, sie wälzte sich noch im Grabe herum."

Der Wirth kam unwirsch herein.

"Ich hab' gemeint, Du wärst nach Amerika, und jetzt kommst Du wieder zurück, wie falsch Gelo", brummte er.

"Ihr habt mir ja immer mein Herumstreifen so vorgeworfen", sagte verbissen der Studentenpeter, "jetzt thue ich Euch den Gefallen und mache mich unter Euch sesshaft."

Das Rollen eines Wagens auf der Straße unterbrach das unerquicklich werden wollende Gespräch.

"Du hast eben bei all' dem noch immer Glück", sagte die Wirthin, "jetzt fährt wie gerufen der Doctor Volkland vor."

"Der Doctor Eisenbart!" lachte höhnisch der Verunglückte.

"Still, still, Du Unband", flüsterte die Wirthin, während Ernst, welcher sich zum Fenster gewendet, einen schönen alten Mann aus den Wagen steigen sah. Er freute sich der gewandten, kräftigen Bewegungen, des lebhaft blitzenden Auges des Angekommenen.

"Feuer unter Schnee", dachte er, indem sein Auge auf dem fast weißen, aber vollen Haar des Eintretenden ruhte, dessen stattliche, füllereiche Gestalt und markig geschnittenes Profil imponirend wirkte.

Der Arzt, denn er war es, schien von dem Vorgefallenen schon Kunde zu haben, denn er ging ohne weitere Frage auf den Studentenpeter zu, der durch unverständlich in den Bart gebrummte Worte seinen Widerstand kundgab, ohne jedoch sichtlich den Muth zu haben, denselben in lauten Worten zu bethätigen.

Auf brummige, mißlaunige Weise gab er den geforderten Bescheid, ließ er eine genauere Untersuchung der beschädigten Theile zu.

„Der Peter Glaser ist Bürgersohn der Gemeinde“, sagte Doctor Volkland, nachdem er das Nöthige zur Behandlung des Kranken angeordnet, „der Unfall ist in der Limbacher Gemarkung geschehen, also liegt der Gemeinde die Pflicht ob, die unumgänglichsten Hülfsmittel auf ihre Kosten zu beschaffen.“

Der Wirth fragte sich hinter dem Ohr.

„Das wird Haber und Aergerniß geben“, meinte er, „die Gemeinde wäre den Menschen schon lange gern los, jetzt kommt er und macht die schweren Unkosten, und 's ist eben doch für unnöthig, so Einen wieder herauszukriegen.“

„Sorgt nur vorerst für's Obdach“, schnitt der Arzt kurz die wahrscheinlich noch längeren Einreden des Wirthes ab, „alles Uebrige ist meine Sache.“

„Und die meine“, fügte Ernst von Eschen hinzu, erlauben Sie mir, Herr Doctor, mich Ihnen selbst vorzustellen.“ Er nannte seinen Namen und berührte flüchtig die Theilnahme, welche er selbst an den Verunglückten geübt hatte.

Der Wirth ging wieder seinen Geschäften nach, die Wirthin, welche, wie sie sagte, eine gar zu gute Kameräbin von des Glaserpeters Mutter gewesen, stieg in das obere Stockwerk hinauf, wo man in einer Kammer den Verunglückten untergebracht hatte, Ernst von Eschen und der Arzt waren allein.

Doctor Volkland wollte dem Patienten eine Stunde Ruhe gönnen, um dann noch einmal nach demselben zu sehen.

Ernst saß etwas ermüdet am Tische, aber seinen Kräften kam der treffliche Imbiß der Wirthin und der gute rothe Landwein stärkend zu Hülfe.

Kurz hatte er dem fragenden Arzte sein Erlebniß im Walde und sein Irregehen geschildert; jetzt gab er seiner Entrüstung Worte über die Herz- und Theilnahmlosigkeit des Volkes nach kurzer Bereitwilligkeit.

Der Arzt neigte sinnend das Haupt.

„Sie dürfen das nicht zu hoch anrechnen“, meinte er, „mit Gefühlsäußerungen ist der Bauer überhaupt karg, auch da selbst, wo er weicher empfindet; hier liegt aber ein besonderer Fall vor. Der Unglückliche dort oben gehört zwar seiner Geburt nach in den Bann des Dorfes, seinem ganzen Lebensgange nach aber ist er seinen Landsleuten fremd und gehässig geworden. Der feyhafte Bauer blickt mit Verachtung und Widerwillen auf den Stromer und

Vagabunden, der ihm oft zugeschubt wird in Verhältnissen, welche ihn für alle andere Welt unerträglich machen. Und leider zu dieser Sorte gehört auch der Studentenpeter, wie das Volk ihn nennt.“

„Hat der Mensch studirt?“ fragte Ernst.

„Gott bewahre“, antwortete der Arzt, „so weit kam es nicht. Sein Vater war hier im Orte Barbier, ein nicht talentloser Mensch, der sich als Soldat der Sanitätscompagnie in den Feldzügen von Anno 13 bis 14 nicht unbedeutende Fertigkeit im chirurgischen Fache erworben hatte, aber nach der Art solcher Menschen seine Kenntnisse nach den Mühen, sie zu erlangen, taxirte, also weit über ihren wirklichen Werth. Nach ihm fehlte es ihm nur am Titel, um mit den ersten Capacitäten der Universität zu netteifern. Was ihm nicht geboten worden war, das sollte der Sohn erlangen. Die Mutter war eine nicht unvermögliche Waise gewesen, eine Frau von gesundem Urtheil, welche aber wenig dem verkehrten Erziehungsplane, oder vielmehr planlosen Erziehen des Kindes dem eigenwilligen Vater gegenüber vermochte. Der Knabe wuchs wie ein wilder Schoß; da er leicht lernte, hielt ihn der ungebildete Vater für einen geborenen Gelehrten, der sich vor allen Dingen nicht der Autorität des Lehrers zu fügen habe. Ziemlich früh sandte er ihn auf das Gymnasium der nächsten Stadt, wo der begabte Bube Anfangs durch seine originelle, schnelle Fassungskraft Aufsehen bei seinen Lehrern erregte, bald aber, in die frühere ordnungslose Weise zurückfallend, noch ehe er auf die Universität promovirt worden, das Gymnasium verlassen mußte. Jetzt wollte ihn der Vater in sein Geschäft nehmen — aber das ging noch weniger; der Bursche erklärte schlechtweg, das enge Leben der Häuslichkeit nicht ertragen zu können, es widere ihn an, er sei dafür nicht geschaffen. Statt sich nach einem geordneten Hauswesen zu sehnen, zog er in Wald und Feld umher, angelte, fing Vögel, sammelte Käfer und Insectenlarven, meistens nur zu eigener Unterhaltung, weniger zum Nutzen, obgleich ihm meine Sammlung, ich muß es gestehen, manchen schätzenswerthen Beitrag verdankt. Das freie ungebundene Leben gab er auch nicht auf, als der Vater mit geringer Hinterlassenschaft gestorben war; nur daß ihn jetzt sein Weg, so lange diese vorhielt, mehr als sonst in die Wirthshäuser führte, die bei seinen Streifereien ihm gerade am Weg lagen. Möglich, daß er damals noch gern an Rückkehr in die von ihm so wegwerfend behandelte Häuslichkeit gedacht hat; aber schon war er so weit, daß sich jede Häuslichkeit ihm verschloß, und nur die des Wirthshauses ihm offen blieb. Dann ist er ein paar Jahre lang verschollen gewesen, bis er heute wieder auf-

getaucht, wie er die Gegend verlassen: ein Mensch ohne Heimwesen, ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Familie.“

„Ein herbes Lachen glitt bei den letzten Worten des Arztes über die Lippen Ernst von Eschen's; er hatte der Erzählung mit wachsendem Interesse, aber mit gefurchter Stirn zugehört.

Rasch hatte er sein Glas geleert, und jetzt es heftig wieder hinsetzend, rief er:

„Dieser Hochmuth des Hauses, der so demüthig sich giebt und so hart ist für uns ist, der ist wider uns und dessen Leben zertreten wir mittheils- und erbarmungslos! — das ist die Devise dieser gepriesenen Häuslichkeit, dieses Familienlebens. Da sehen Sie einen Menschen, in welchem der Drang nach Freiheit, ein unbestimmter Durst des Wissens, welchen er nicht stillen konnte an den gewöhnlichen, vorgeschriebenen Quellen, mächtiger wird als das zwingende Gesetz des Herkommens; Sie sehen ihn ein paar Jahre lang diesem Drange nach seiner Weise genügen, die nicht die Weise der Alltäglichkeit ist, und jetzt — wie losgelassen das „steinigt ihn! steinigt ihn!“ von Gesellen, die so wenig über diesen Wissens- und Freiheitsdrang urtheilen können, wie Blinde von der Farbe, — und dann, dann, wie ich aus Ihren kühlen Worten herausnehme — dann, als der müde, gehetzte und gequälte Mensch endlich einlenken wollte in die gemächliche, breite Straße der Gewöhnlichkeit, da schließen sie alle Schranken vor ihm, die Häuser, deren Leben sie ihm so lockend darstellten, sie sind verriegelt, und dem hinausgestoßenen Menschen wird Tag für Tag zugerufen: Du bist ein Mensch ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Heimwesen, ohne Familie! O pfui über diese Härte!“

Er war aufgestanden und ging erregt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; erstaunt sah der Arzt ihm nach. Ernst faßte seinen Blick und, ruhiger auf den Arzt zutretend, sagte er lächelnd:

„Entschuldigen Sie meine Expectationen, Herr Doctor; aber wenn man, wie ich, zu der Classe der Vagabunden gehört, wie Ihr ordentlichen Leute uns nennt, so nimmt man leidenschaftlich Partei auch für den Paria unter uns . . . Sie lächeln, daß ich den Studentepeter zu meiner Innung rechne, er gehört dazu. Der Unterschied ist nur, daß er die nächsten Thäler und Bergkuppen, ich Brasilien und den Himalaya bereiste, er im niedrigen Sthl, ich im Großen. Im Grunde ist es Dasselbe, der Ausgang ist der gleiche, nur die Wege sind verschieden.“

„Und die Ziele“, ergänzte artig der Arzt.

Ernst von Eschen zuckte die Achseln.

„Bah!“ rief er leichtthin, „seien wir aufrichtig, am Ende hat eben Jeder nur sein eigenes Behagen und seinen eigenen Wunsch im Auge.“

„Das eben ist es, was dem Heimatlosen den Familienhaften fremd macht, dieses nur für sich selbst und um seines Behagens willen leben“, entgegnete der Arzt.

„Glauben Sie daran?“ frug Ernst bitter lächelnd. „Glauben Sie an ein Aufgeben des eigenen Wesens um der Familie willen?“

„Ja“, antwortete Volkland ruhig.

„Dann gratulire ich“, sprach der Andere, nicht ohne Spott in seiner Berührung, „Sie haben glückliche Erfahrungen gemacht.“

„Jedenfalls diejenige, daß Niemand, sei er auch noch so hoch gestellt durch Gunst des Glückes oder des Talentes, sich ungestraft den Bahnen entziehen darf, in welchen unser Leben zu laufen bestimmt ist“, antwortete der Arzt nicht ohne Beziehung.

„Gut, ich gebe zu, daß wir, die wir dem Leben der Häuslichkeit mit Willen entsagen, manches entbehren müssen, ja daß uns manchmal, von Außen gesehen, diese Häuslichkeit unendlich begehrenswerth erscheint in gewissen poetischen Momenten, wie ich heute Morgen einen erlebte. Da aber das Jahr sich nicht zusammensetzt aus lauter Blumengewinden und Familienfesten, Sonnenschein und dem Lächeln der Gattin; da so viele trübe, regnerische, langweilige Tage kommen, so will ich gern, um diese nicht durchmachen zu müssen, auch die paar Sonnentage opfern. Oder können Sie, Hand auf's Herz, einem Manne der gewaltigere Erlebnisse nach Innen und Außen durchlebte, zumuthen, um dieser paar Lieblichkeiten willen all' die Misère auf sich zu nehmen, die das häusliche Leben mit sich bringt, mit kranken Kindern, sorgenvollen, verstimmtten Frauen und all' dergleichen, wie Ihnen das in Ihrer Praxis nur zu oft vorkommen muß?“

„Und gerade diese sind es, die dem Leben des Hauses seine rechte, echte Weihe geben“, antwortete der Arzt, „diese Stunden, von welchen es heißt: sie gefallen uns nicht, die heißen Tage der Sorge um die Existenz, die trüben, hoffnungslosen Nächte am Krankenbett, wo Herz und Kraft mit dem Schmerze und dem harten Schicksal ringen, wie Jacob mit dem Engel und im Siege hervorgehen als Israel. Sie sind noch jung, mein Herr von Eschen, und mein erfahrener Blick müßte mich sehr täuschen, wenn Sie nicht an sich selbst die Erfahrung machen sollten, daß es nicht die reizenden kleinen Feste allein

sind, die uns das Familienleben werth machen, daß die Gattin uns nicht allein theuer ist im Sonnenschein des glücklichen Lächelns, und daß wir für des kranken Kindes Leiden ein anderes Wort haben als Misère."

"Sie sind ein glücklicher Mann", sagte Ernst mit einer unwillkürlichen Beugung des Hauptes.

"Ich war es", antwortete ernst der Arzt, "ich habe in jungen Jahren ein geliebtes Weib und schöne Kinder verloren . . ." Dann stand er auf. "Wir sind auf ein eigenthümliches Gespräch gekommen", sprach er heiterer, denn die Erinnerung an die schon lange verlorenen Lieben war wie ein Wolkenschatten über seine edle Stirn gezogen; "meinen Wunsch nehmen Sie, Herr von Eschen, den Wunsch eines erfahrenen und geprüften Mannes, daß Sie ein schützendes Dach finden mögen und einen warmen Herd nach den Stürmen der Reise. — — Aber jetzt zu meinem Patienten."

Er bot Ernst die Hand.

"Was halten Sie von dem Armen?" fragte dieser.

Volkland zuckte die Achseln.

"Er wird im besten Falle sein Leben lang an Krücken sich schleifen, die Quetschung ist zu bedeutend."

"Armer Teufel!" rief Ernst, "jetzt hat das Umherschweifen ein Ende; was ich für den armen Menschen thun kann, will ich thun; verfügen Sie über mich, Herr Doctor, denn ich hoffe, das Vergnügen der flüchtigen Bekanntschaft länger genießen zu können, mich hält hier ein neuer Besitz . . ."

"In der Gegend?" fragte der Arzt.

"Monséjour, bei Birkensee", antwortete Ernst.

Der Arzt fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als habe ihn plötzlich ein Schmerz, ein Schwindel ergriffen.

"Ah!" sagte er. "Herr von Eschen, Ihr Name klang mir bekannt. Wir werden wohl uns wiedersehen."

Er sagte das höflich, aber seine Verbeugung dabei war so förmlich, sein Ton so kalt und abweisend, so verschieden von dem vorigen, daß Ernst staunend sich fragte, wo er jetzt das Mißfallen des alten Herrn erregt, zu welchem er sich lebhaft hingezogen fühlte.

Das leichte Gefährt des Arztes rollte durch die mittagstille Dorfgasse; da und dort blickte ein zurückgebliebenes Mütterchen, welches statt der auf dem Felde beschäftigten Mutter die Enkelkinder hütete, oder eine bleiche Genesende durch die niedrigen Fenster mit dankbarem Blicke dem Manne nach, der so

oft, ein uneigennütziger Helfer, ein Trost im Leiden, in die Hütten der Armut und der Schmerzen trat; aber er selbst, dem diese Blicke galten, er hatte keinen erwidern, freundlichen Gegengruß dafür: mit untergeschlagenen Armen und gefurchter Stirn lehnte er im Wagen, die Lippen fest zusammengepreßt und den Blick des feurigen, jugendlichen Auges unter den weißen Brauen wie nach innen gerichtet.

„Arme, arme Leonore!“ seufzte er, „armes, verlassenes Weib!“ In düstern Sinnen blickte er auf die im Flug an ihm vorbeieilende Landschaft; aber wie plötzlich von einem neuen Gedanken erfaßt, hellte sich sein Gesicht, sein Auge glänzte. „Und warum sollte es nicht sein können?“ rief er laut; es war eine hoffnungsmuthige Frage auf innere, zweifelnde Bedenken.

„Nach Monseigneur!“ rief er dem Kutscher zu, und das Fuhrwerk bog rechts ab, wo das Thal, schmaler zusammenrückend, den Fuhrweg den Berg hinan gedrängt hatte.

Ernst war inzwischen noch einmal zu dem Kranken hinaufgestiegen; er fand ihn kleinmüthig und schweigsam, das bittere Gefühl seiner Nutzlosigkeit und der Gleichgiltigkeit seines Daseins war in der ärmlichen Umgebung erdrückend über ihn gekommen, und Ernst, welcher in dem Raum sich umsah, mußte sich gestehen, daß diese Umgebung wenig geeignet sein möchte einen Menschen dieser Art aufzurichten, der sich sagte, daß selbst dieser rohe und schiefe Bretterverschlag unter'm Dache ihm widerwillig und als eine Gunst eingeräumt worden sei, auf welche er wenig Anspruch zu machen habe.

„Warum haben mir die Scheite nicht die Brust, statt der Beine, zerschlagen!“ seufzte der Verwundete, „das wäre eine Wohlthat für mich gewesen!“

„Haben Sie so allen Humor und Muth verloren?“ fragte Ernst von Eschen.

„Humor und Muth?“ sagte der Kranke, „das geht an draußen im Walde, und einem Menschen gegenüber, um den sich's lohnt, daß man die Schmerzen verbeißt, der einem Menschen gegenüber Mensch zu sein weiß; aber hier, hier unter altem Gerümpel eines Dorfwirthshauses, selbst hingeworfen auf den Laubsack, wie ein unnützer Scherben und nur Bauern um sich mit Knochenherzen in der Brust und Kronenthalern im Hosensack, und die Aussicht vor sich, unter solchem Volk im Hirtenhaus als ein lahmer Bettler sitzen zu müssen. — Herr im Himmel! da bleibt Einem nicht einmal mehr der Zorn, nur das Elend! — Elend! — Elend!“

Er stöhnte die letzten Worte wie aus tiefster Seele hervor und erschütterte

blickte Ernst auf den armen Menschen nieder. Ja, das war Elend! Keine Zukunft und keine Vergangenheit!

„Muß ich hier bleiben?“ schrie der Kranke jetzt in ohnmächtiger Wuth und ballte die Hände gegen die niederen Dachsparren, von welchen staubiges Spinnengewebe in grauen Schleierfaden herabhing; „muß ich? Ich hab' in die weite Welt gewollt, in die Welt so weit und groß sie ist, und jetzt wirft mich mein böses Schicksal mit zerbrochenen Beinen hierher, wohin ich am wenigsten gewollt!“

Er warf den halb aufgerichteten Oberkörper wieder zurück, daß das dürre Laub in dem rauhen Kopfkissen prasselte, und eine Fledermaus, die schlafend an den Sparren des Daches gehangen, erwachte und erschreckt und ziellos in dem engen Raume umherschwirrte.

„Hierher!“ stöhnte der Kranke und schlug die Hände vor's Gesicht.

Erschüttert sah Ernst zwischen den mageren Fingern Thränen hervorrollen, sah er ein convulsivisches Schluchzen den Körper des Armen durchbeben.

„Wuth! Wuth! Peter Glaser!“ rief er, es wird nicht so schlimm werden; ich will für Sie nach Kräften sorgen.“

„Das glaub ich“, sagte der Kranke, sich mühsam wieder halb aufrichtend, und die Augen, welche die lang nicht gekannten Thränen rothgerändert hatten, starr auf ihn richtend, „ich glaub' es, daß Sie für mich thun wollen, was Sie können; aber was können Sie für mich thun? Wissen Sie, was ich bin jetzt mit sechsunddreißig Jahren? — ein herumstreifender Bube, wie ich's war mit zwölfen, — ich hab vierundzwanzig Jahre verloren — vierundzwanzig Jahre, wissen Sie, was das ist? Können Sie mir die wieder geben?“

„Nicht so verzweifelt, Peter Glaser“, sagte Ernst von Eschen ruhig; „Sie haben noch Mannesjahre vor sich; aber jetzt vor Allem Ruhe, in wenig Tagen seh ich wieder nach Ihnen.“

„Kommen Sie bald wieder“, rief der Kranke ihm nach, „dann brauch ich keinen Arzt.“

Ernst bedeutete den Wirthsleuten, dem Kranken auf seine Kosten eine bessere Wohnung zu verschaffen, und entfernte sich aus dem Wirthshause, widerstrebende Gefühle in der Brust.

Der Wirth hatte ihm genau den Weg über den Eulenkopf angezeigt, an dessen jenseitiger Seite Monséjour lag.

Der Eulenkopf war ein breiter, waldiger Berg Rücken, welcher sich mit wenigen Einbuchtungen lang hinstreckte.

Ernst erinnerte sich, den Namen dieses Bergrückens von dem Wirth in \*\*\*felden gehört zu haben mit dem Bemerkn, daß er für das Gebirg die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau bilde; links flössen die Wasser dem Rheine, rechts der Donau zu.

Nicht so elastisch wie am Morgen stieg Ernst den Berg hinan, über dessen Gipfel der Weg nach Monséjour sich um ein Bedeutendes verkürzte; es lag ihm wie ein Druck in Herz und Gliedern. Das Bild des verlassenen Elenden auf dem Laubsack in der Gerümpelkammer stand immer und immer wieder vor seinem geistigen Auge, und wie ein höhrender Dämon rief es in seinem Innern: „Du hast in der Verzerrung Dein eigenes Spiegelbild, Deine eigene Zukunft gesehen!“

Vergebens suchte er sich dagegen zu sagen, daß er um der Wissenschaft willen auf ein gegründetes Hauswesen und geordnete Verhältnisse verzichtet, der widersprechende Dämon rief hohnlachend dazwischen: „Um Deiner Lust willen wars, was hast Du bis jetzt der Wissenschaft Großes geleistet?“

Von dem elenden Bette schien er das Miasma der Entmuthigung eingesogen zu haben, denn wie er am Morgen noch geneigt gewesen, seine Bedeutung und Leistungen zu überschätzen, so war er jetzt auf dem besten Wege, sie ungerecht zu unterschätzen.

Aber der steinige steile Weg forderte seine Aufmerksamkeit; er konnte nicht im sinnenden Gedankengang ihn hinwandeln, und bald mit der angestrongteren Körperkraft wich das elende Gefühl der Muthlosigkeit, das ihn überkommen; aber es blieb ihm wie eine gewisse Leere zurück, welche er sich hütete durch einen Gedanken zu füllen; es war ihm zu wohl, jetzt nur physische Kraftforderungen zu empfinden und das Behagen auf sich wirken lassen, das ihn überkam, je mehr er sich aus der Niederung der reineren Luft der Höhe näherte.

Jetzt hatte er die Höhe erreicht und sah staunend, daß der Berg, welcher sich gegen Limbach hin so steil erhob, hier sich sanft und allmählig abdachte, so daß das weichgeschwungene, breite Thal mehr eine Hochebene zu nennen war; wo er heraufgestiegen, war der Berg dicht bewaldet, zahlreiche Wasserfäden strömten durch den moosigen Waldboden und die ausgewaschenen Felsrinnen herab, sich unten zu einem Bache vereinigend, der sein zu milchigem Schaume gepeitschtes Wasser grollend über die Felsblöcke fortrollte, die dem wilden Limbache das Bett verengten.

Hier, wo der Berg so sanft sich absenkte, bis fast auf seine Höhe mit dem Pfluge durchzogen und in Feldmarken getheilt, rannen keine wilden Wasser

hinab; wohl aber sah der entzückte Blick des Wanderers eine breite, stille Wasserfläche da unten aufschimmern, wo Gruppen prächtiger Bäume einen Park vermuthen ließen, und stattliche Gebäude ihn belehrten, daß hier unter ihm Monséjour läge.

Monséjour? was würde es ihm sein? Nur ein flüchtiger Aufenthalt, ein Ruhepunkt in dem wandernden Leben, daß er fortzuziehen entschlossen war, oder eine Heimstätte? eine Heimat? Er hatte nie eine gehabt, denn der Hof seines Vaters war ihm ein verhaßtes Heimwesen, nie würde es das Seine geworden sein. Aber hier — wie das friedlich da unten lag im späten Nachmittagssonnenschein, das stattliche, graue Haus mit der langen Front und dem hohen Schieferdache, das Mansarden und Schornsteine im Geschmack der späteren Renaissance wirksam hervorhoben gegenüber den schmucklosen, sauberen Dekonomiegebäuden und dem schlichten Hause des Verwalters.

Dies also war Monséjour, der bestrittene Besitz, der jetzt der seine war, nach einem Rechte, das ihm, dem peinlich Gewissenhaften, nicht so zweifellos erschien; und doch jetzt, nach dem ersten Blick, war es ihm, als würde das Aufgebenmüssen dieses Besitzes ihm so schmerzlich sein, als trenne er sich von Langgewohntem.

So saß er eine Weile auf einem moosigen Felssteine und blickte sinnend hinab, während die letzten Tannenbäume, die in stolzen Gliedern die östliche Seite des Berges bestanden, über ihm rauschten, die Bienen ihn umsummten und Nahrung saugen aus den Blüthen des Heidekrautes, das wie ein violetter Teppich den Gipfel des Berges bedeckte. Alles war Ruhe ringsum, rechts rannen die Wasser hinab zur Donau, und links, wo der breite Silberfaden sich, Erlen und Weiden umsäumt, durch Wiesen und Ackerland hinzog, zum Rheine.

Ernst saß oben, wo die Wasser sich scheiden, zwischen dem Banne der Nordsee und des schwarzen Meeres und er fragte sich, nach hüben oder drüben? Und das ruhige Wasser, das da unten das Becken des Weihers füllte, nicht zum Einen und nicht zum Andern gehörend, ruhend in der Mitte, es blickte zu ihm herauf, wie ein stilles Freundesauge.

### 3. In der Heimat.

„Es wird mir so schwer, die Heimat verlassen zu sollen. Denn dieser stille Ort, er ist mir wirklich eine Heimat geworden. Ich war so jung noch, als ich meine Familie verließ, denn von einer Heimat kann ich nicht reden,

dem steten Wechsel der amtlichen Versetzungen und Miethwohnungen gegenüber.“

Die so sprach, war eine junge Frau, wohl am Ende der Zwanzig stehend, eine schöne, interessante Erscheinung.

Die Fülle der Frau ließ in der feinen Gliederung noch die einst schlanke Gestalt des Mädchens erkennen. Das feine, mehr geistvolle als regelmäßig schöne Gesicht zeigte die frische Färbung, wie blühende Gesundheit und häufiger Aufenthalt im Freien sie bildet. Die großen stahlgrauen Augen blickten Geist und Wärme, und das braune glänzende Haar legte schlicht gescheitelt sich an die feinen Schläfen.

Ein schwarzer, unter dem Kinn geschlungener Spitzen Schleier umrahmte bildsam das schöne Gesicht und die ebenmäßige Gestalt kleidete harmonisch ein einfach hellgraues Seidenkleid, das in seinem belebteren Faltenwurf dem Ungeschmack der Zeit, der Crinoline, nur mäßige Concessionen machte.

Es konnte auffallen, daß die schöne Frau keine heiteren Farben trug, welche mehr mit ihrem blühenden Aussehen im Einklang stünden; aber man wußte, daß Frau von Wolfsegg seit den zwei Jahren ihres Witwenstandes sich der lebhaftesten Farben vollkommen entwöhnt hatte, und daß diese schmucklose, ernste Tracht jetzt mehr Ergebniß des Geschmacks, als Bedürfniß des Herzens war.

Einem gebildeten Geschmack aber mußte es wahrhaft wohlthwendig sein, nach den grellen, oft unharmonischen Farbenzusammenstellungen, wie die Mode sie gerade liebte, hier dieser vornehmen Einfachheit zu begegnen, dieser ohne merklliche Absicht im großen Styl gehaltenen Toilette, denn das war es wirklich; der große, reiche Spitzenschleier legte sich, nach Art der spanischen Mantille malerisch vom Kopfe fallend, um Schultern und Brust, und der Schnitt des allen sinnlosen Auspuzes baaren Kleides bewies, daß die Trägerin mit gutem Wissen, ohne mit der herrschenden Mode in Conflict zu gerathen, vor Allen den Anforderungen an Zweckmäßigkeit und Natürlichkeit entsprechen wollte.

So war das Aeußere Leonore von Wolfseggs anziehend im höchsten Grade und fesselnd durch wirklichen Werth, eine imponirende, noble Erscheinung.

„Es ist mir eine Heimat geworden“, wiederholte sie, „nicht immer eine freudenvolle. Sie wissen es, mein Freund; aber diese zwei letzten friedlichen Jahre haben mir von den Jahren vorher alle die bitteren Erinnerungen gewischt, so daß ich jetzt nur von Gutem und Glücklichem Abschied zu nehmen glaube.“

„Es war eine lange Reihe von Jahren, daß der Begriff des Guten und „Vom Rhein.“ Bilder und Geschichten.

Glücklichen sich nicht mit diesem alten Hause verband, bis Sie kamen, Frau Leonore“, antwortete Doctor Volkland, denn dieser war es, mit welchem die Witwe redete.

Er war von Limbach aus hierher gefahren, und stand jetzt, sich verabschiedend, neben der Gebieterin des Hauses, welche, ihm das Geleite gebend, ihn auf die Freitreppe begleitet hatte, die an der Seite des Hauses sich befand und dem Blick des Beschauers vom Berge nicht sichtbar war.

„Sie betraten dieses Haus nicht mit dem Gefühl, daß es Ihre Heimat sein sollte?“ sagte der Arzt.

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Mit einem Herzen voll Angst“, antwortete sie, „kleinmüthig und verzagt — aber dann — jeder Tag ward ein besserer. Glauben Sie mir das, lieber Freund, ich sage das nicht als Phrase, ich habe es wirklich so empfunden.“

„Starke Seele, muthiges, pflichtgetreues Weib!“ rief bewundernd der Arzt, „und dies das Ende für all die Aufopferung, all das Elend, das Sie so muthig auf jungen Schultern getragen. Es ist entsetzlich! unerhört!“

„So leidenschaftlich?“ lächelte die Frau; „Doctor, muß ich Sie an Ruhe mahnen? Vergessen Sie denn, daß ich nicht in ein unbekanntes Leben trete; ich trete zurück in dies Leben, aus welchem ich kam, in die arbeitsvollen Kreise, für welche meine Lebensstellung mich bestimmte, nur mit dem Vortheil gereifter Erfahrung.“

„Und der Einbuße Ihrer jugendlichen Illusionen, Ihrer . . .“

„Halt, Doctor! Sie werden ungalant“, unterbrach ihn die Frau, scheinend ich Ihnen so alt?“

„Sie?“ rief der Arzt; „o Schöne, Sie haben aus dem Quell der ewigen Jugend getrunken; aus Ihrer Seele leuchtet der ewige Frühlingssonnenschein heiterer Zufriedenheit und wird Sie unter den Jüngsten als jung erscheinen lassen.“

Die Dame drohte ihm mit dem Finger.

„Sie maken sich selbst, Doctor, in dichterischer Begeisterung . . .“

„Ach, Feuer unter Schnee!“ seufzte er mit den gleichen Worten, wie seiner Ernst von Eschen gedacht hatte. „Aber ernsthaft, Frau Leonore, was sagten Sie von dem Zurücktreten in die arbeitsvollen Kreise, für welche Sie bestimmt gewesen?“

„Sie wissen“, sagte Leonore, „ich konnte nicht erwarten, Freifrau von Wolfsegg zu werden. Die Älteste in dem kinderreichen Hause eines mit

Glücksbütern nicht reich bedachten Beamten, lernte ich früh die Arbeit kennen. Die Kinder der zweiten Mutter wuchsen heran, was war da natürlicher, als daß ich Platz machen sollte. Nicht eigene Wahl bestimmte mich zur Gouvernante, und ich war sehr glücklich, als die Werbung des Herrn von Wolfsegg mich von der Aussicht befreite, im fremden Lande fremder Leute Kinder erziehen zu sollen, ich, die ich erst neunzehn Jahre zählte. Ihnen, mein Freund, gestehe ich, daß ich gedankenlos in diese Ehe ging, deren Pflichten ich erst erkannte, als ich sie schon geschlossen.“

„Und in welcher Weise haben Sie diesen Pflichten genügt!“ rief der Arzt.

„Ich mußte es doppelt“, antwortete die Frau, „denn mein Herz war nicht dabei.“

„Leonore!“ rief der Arzt mit ausbrechendem Gefühl, „ehe Sie einen Schritt wagen in Ihre ungewisse Zukunft, vergessen Sie nicht, daß ein Mann lebt, der Ihren Werth in seinem ganzen Umfang zu schätzen weiß, dessen höchstes Glück es wäre, Ihnen zu dienen. Einen Mann“, setzte er mit gedämpfem, murmelndem Tone hinzu, „der Stunde für Stunde es sich vorjagen muß, daß er weiße Haare hat, um nicht zum Thoren zu werden in eitlen Hoffen und Wünschen!“

„Doctor!“ rief die Frau, „ich habe den Lebenskampf nach dieser Seite hin kennen gelernt; Sie gaben mir das Zeugniß, daß ich mich wacker gehalten; lassen Sie mich nun auch auf der andern Seite kämpfen, aber glauben Sie mir, daß, wo ich auch stehe, ich nach Ihnen hinsehen werde, wie nach einer Warte treuer Freundschaft, und denken Sie an mich, wie an eine Tochter, die Sie ausgesandt haben, gut gerüstet für Wind und Wetter, denn ich bin in dieser ganzen Zeit, die ich einzig die meiner Entwicklung nennen kann, in Wahrheit Ihre Tochter und Schülerin gewesen.“

„Meine Tochter!“ rief der Arzt, und ein grausames Weh schnitt in sein Herz, als ob ihm alle die Blumen und Farben, die er von seinem Lenz und Sommer sich hinübergerettet in den späten Herbst, erfrierend zu Eis und grauem Nebel sich verwandelten. Aber ein Blick in die sonnenwarmen Augen der Frau gab ihm neue Wärme zurück; mit tiefer Empfindung sagte er: „Sie sollen in mir immer ein Vaterherz finden, und gebe Gott, Leonore, daß Ihrem Herzen, in welchem die heißeren Empfindungen noch ungeweckt schlummern, ein schöner Tag der Erweckung leuchten möge.“

Er ergriff ihre Hand und, einen Kuß auf ihre schöne Stirn pressend, sagte er:

„Leben Sie wohl, mein theures Kind, ist es möglich, so sehe ich Sie in wenigen Tagen.“

Er stieg in sein harrendes Gefährt; die Dame winkte ihm nach, er dankte ihr mit Lächeln. Hätte sie ihn aber wenige Minuten nachher gesehen, die schöne Frau wäre erschreckt gewesen über den Ausdruck hoffnungsloser Niedergeschlagenheit, mit welcher ihr Freund im Wagen lehnte.

Doctor Volkland war keine gewöhnliche Natur, und nicht mit dem alltäglichen Maßstabe zu messen: bei aller practischen Thätigkeit von idealen Anschauungen, fein von Empfindung und erregbarer Phantasie, hatte er sich in das höhere Alter eine Jugend der Seele hinübergerettet, wie Mancher an Jahren Jüngere sie nie besaß.

Eine in dem Hospitale, an welchem er dirigirender Arzt war, grassirende Seuche hatte ihm in früheren Jahren die Gattin und zwei Kinder geraubt; zu tief erschüttert von diesem Verluste, hatte er es nicht vermocht, in der alten Thätigkeit zu bleiben, und hatte er, mit Aufgebung einer wahrscheinlich glänzenden Laufbahn in seinem Geburtsorte sich niedergelassen, mehr von dem Wunsche befeelt, zu helfen und zu nützen, als zu gewinnen, denn dem Orte selbst und den weitauseinander liegenden Gebirgsdörfern fehlte es an einem Arzte; dies war um so empfindlicher, als die Seuche, welche ihm seine Lieben geraubt, ihren Weg auch in die entferntesten Thäler des Gebirgs zu finden gewußt.

So, in aufopfernder Thätigkeit, waren ihm die Mannesjahre verstrichen; für das Bedürfniß der Liebe glaubte er die Erinnerung an seine verklärte Gattin genügend.

Da führte der verlebte Freiherr von Wolfsegg Leonore Hard als seine Gemahlin in das lang verschlossen gewesene Monféjour, von dessen nicht sehr erbaulicher Vergangenheit in halb sagenhaften Geschichten die Spinnstuben ringsum sich erzählten, und wie mit der schönen Frau ein neues, ungeahntes Walten in das öde Lustschloß an der Wasserscheide kam, so wurden mit ihrem Anblick dem Arzte längst vergessene geglaubte Gefühle wieder lebendig und forderten ihr Recht.

Er sah Leonore fast täglich.

Die übel angewendete Jugendzeit des Freiherrn Robert von Wolfsegg brachte dem Manne jahrelanges Siechthum, das er heilen wollte in der Abgeschlossenheit des lang vergessenen Besizes, unter der Leitung eines erfahrenen Arztes.

Aus rein selbstischen Gründen hatte er die schöne Tochter des bürgerlichen Beamten gewählt, und diese war dem reichen vornehmen Freier, mehr als sie gestand vom Zureden ihrer Familie gedrängt, an seinen freudlosen Herb gefolgt.

Ohne innern Halt ertrug Robert von Wolfsegg mit peinlicher Ungebuld die Leiden der Krankheit. Es war ein Hölleben für die Gattin, denn der nicht an den hohen sittlichen Werth des Weibes glaubende Mann argwohnte hinter ihrer aufopfernden Pflichttreue beständig Verrath.

Er wußte, daß sie ihn nicht liebte, daß die Hoffnungen, welche sie bei Schließung der Ehe gehegt, es einst zu können, sich nicht erfüllt hatten; das erfüllte ihn mit grimmiger Eifersucht auf Scheingebilde, denn für wirkliche fand sich nicht die geringste Veranlassung in der Nähe.

Die Geburt ihres Kindes war der einzige Lichtblick in ihrem dornenvollen Leben, die Freundschaft des Arztes die einzige Stütze, welche die junge Frau aufrecht erhielt.

Und als im Angesicht des nahen Todes Robert daran gedacht, ihre und seines Kindes Zukunft sicher zu stellen, als die letzten Wochen vor der endlichen Auflösung ihn milder und gerechter gegen seine treue Genossin und Pflegerin gestimmt, mit welcher dankbarer Wehmuth kniete Leonore vor dem Sarge des Mannes, der ihrem Leben so viel des Wehs gegeben, was sie Alles ihm verziehen und vergessen.

Aber kaum war Robert von Wolfsegg verschieden, hatte der Majoratserbe das Vermächtniß anerkannt, welches als freies Besitztum Leonoren das Gut Mouséjour zuschrieb, als ein Fremder, Niegekannter mit anderthalb Jahrhundert alten Rechten den Besitz der Witwe angriff.

In den Tagen, die auf die ersten stillen Wochen der Trauer folgten, stand Volkland in diesem Streite der Witwe nach Kräften beratend zur Seite.

Niemand glaubte, daß dieser Proceß Leonoren verloren gehen könnte, und so lebte sie sich mit Heiterkeit in die stille friedliche Umgebung ein.

---

Trübe und düster fuhr der Arzt dahin, und die Frage: was ist lang? und was ist kurz? die Ernst von Eschen am Morgen sich vorgelegt, stieg auf in seiner umdüsterten Seele. War die Reihe seiner Jahre so lang, daß sie ihn ausschloß von all der Berechtigung neuen häuslichen Liebesglücks? Und warum dann war ihm der Wunsch darnach so jung und so lebendig geblieben?

„Mensch! Mensch!“ rief er in höchster Erregung, „Mensch, unglückseliger Zwitter zwischen dem Gotte und dem Nichts! All dies Hoffen und Wünschen,

all diese Fluth der Gedanken, des Strebens, hineingebrängt in diese Spanne Zeit, den Raum einer Secunde! Hab ich schon ausgelebt mit sechzig Jahren? Wo sind sie, wenn ich rückwärts blicke, was hab ich gelebt in diesem Zeitraum, was bleibt mir zu leben übrig? Einsam! Einsam!“

Er ließ das Fenster hinab und starrte hinaus auf den Weg; es war ihm, als müsse er aus dem Wagen springen, um in toller Flucht bergan sich selbst zu entfliehen.

In Herz und Hirn pochten fieberheiße Schläge, wie der weißen Haare spottend und der sechzig Jahre, an welche Volkland sich zürnend ermahnte; er fühlte die kühle Luft kaum, die vom Walde herabwehte. Starr ruhte sein Auge auf dem einsamen Forsthaufe, um das der Wagen, langsamer fahrend, jetzt bog.

Da traf sein Ohr der Laut einer Kinderstimme von dem Hause her.

„Marie!“ rief es wie in Angst und Zagen, „Marie!“

Und vom Berge herab antwortete eine weiche, weibliche Stimme:

„Ich hab Dich nicht vergessen, Wilhelm, ich hole Dich zu mir!“

Er sah keine Gestalten. „Marie!“ rief es von unten, und: „Ich habe Dich nicht vergessen, Wilhelm, ich hole Dich zu mir!“ von oben.

„Marie!“ rief Wilhelm Volkland in heftigster Erregung, „Marie, verklärte Geliebte, Dein sanftes Bild ist verblaßt vor der strahlenden Gestalt der Freundin, Du hast mich einsam gelassen im öden Hause, und meine zagende Seele ruft nach Deinem lichten Schatten, Marie!“

Thränen füllten seine Augen, ein Beben erschütterte seine kräftige Gestalt; rasch wechselte heiße Röthe und tödtliche Blässe auf seinem Gesichte, und wie aus fernen Höhen herab klang es tröstend an sein Ohr: „Ich hab Dich nicht vergessen, Wilhelm, ich hole Dich zu mir!“

Während Wilhelm Volkland von Leonoren auf der Freitreppe sich verabschiedete, und die Witwe mit Schmerz in dem Freunde eine Empfindung ahnte, welche sie nicht mit gleicher Stärke erwidern konnte, war Ernst von Eschen die Abdachung des Berges hinabgestiegen, von Niemanden bemerkt.

Langsam schritt er gegen das Gitterthor zu, das den Eingang zum Park schloß, aber jetzt, wie den neuen Herrn erwartend, gastlich offen stand.

Entzückt blickte Ernst in den Garten; uralte Platanen und Linden bildeten einen dunklen, prächtigen Laubgang, der ihm das Herrenhaus verbarg; aber vor ihm lag die spiegelnde Fläche des kleinen Sees, an seinem Ende in die dunklen Schatten ernstler Gruppen von Tannen und Eichen gehüllt, während

heller Sonnenschein die kleine Insel überglänzte, die wie ein in den Tropen gepflückter Riesenstrauch mit den hellweißen und purpurrothen Kelchen ihrer Callas und Lilien, den fächerigen Farren und breiten Lotosblättern, inmitten schwamm. Vom Ufer neigte eine Trauerweide sich zum Wasser, ihr blaugrünes Laub bildete einen eigenthümlichen Contrast zu den wie polirtes Kupfer glänzenden Blättern einer mächtigen Blutbuche, die sich dahinter erhob.

Tiefe Stille lag über dem zauberhaften See, nur ein paar Schmetterlinge flogen in gaukelndem Spiel hinüber und herüber von der stolzen Lilienkönigin der Insel zu den bescheidenen Wiesenblumen, die den Rand des Sees säumten.

Es war Ernst, als blickte er in ein Märchen hinein, und um das traumhaft Schöne zu vollenden, sprang jetzt aus dem Schatten der Allee das lieblichste kleine Menschenwesen, fast anzusehen wie ein dem Feenreich entschlüpftes Elfenkind. Lange Locken schimmernd wie Goldfäden, wehten um ein zartes, feines Gesichtchen, aus welchem ein paar wahre Vergiftmeinnichtaugen halb scheu, halb neugierig den Fremden anblickten; ein weißes, dünnes Kleidchen umgab die fast etwas zu zierlich scheinende Gestalt, die rothe Korallenschnur um das Halschen stach grell ab gegen die schimmernde Weiße der Haut. Es war das anmuthigste blonde kleine Mädchen, das man sehen konnte.

In scheuer Zutraulichkeit kam es auf Ernst zu, der, am Parkthor lehrend, das schöne Kind mit einem Lächeln begrüßte.

„Wie heißt Du, meine hübsche Kleine?“ fragte er das Kind.

„Ilda“, antwortete das kleine Mädchen, „und der Garten ist mein“, setzte es wichtig hinzu.

„Darf man Deinen Garten sehen?“ fragte Ernst, belustigt über die wichtige Miene der Kleinen, „erlaubst Du es?“

„Ja“, antwortete das Kind, offenbar gehoben von dem stolzen Bewußtsein, etwas erlauben zu dürfen, „und dann zeig ich Dir auch die Gule — Du brauchst Dich nicht zu fürchten, sie hat eine Kette am Fuß — und mein Schäfchen, das hab ich vom Schäfer Lorenz bekommen, und die Mama hat ihm ein blaues Band um den Hals gebunden, und zu seinem Geburtstag bekommt es auch ein Glöckchen, das ist doch schön?“

„Ja, das ist schön“, antwortete Ernst, „willst Du mir es zeigen?“

Es schien ihm eine angenehme Weise, auf diese Art durch das Anwesen zu kommen, die ersten Eindrücke zu empfangen, ohne zuerst den Zweck seines Kommens berühren zu müssen. Er hatte sich oben auf dem Berge jede Art und Weise des Einführens bedacht, keine schien ihm schicklich; entweder hätte

es auf zu schrofte, oder auf allzu umständliche Weise geschehen müssen; jetzt führte der günstigste Zufall ihm die leichteste Weise zu.

Aber indem er dem Reiz nachgab, mit welchem der Garten ihn lockte, vergaß er einen Augenblick über der lieblichen, kleinen Führerin den Zweck seines Kommens; er hörte mit Wohlgefallen auf das kindlich muntere Geplauder der Kleinen und schritt langsam den Schattenweg am Ufer des Sees aufwärts, nur dem Behagen des Momentes sich hingebend; aber als Ida ihm jetzt sagte, daß sie nächsten Monat sechs Jahre alt würde, und fragte, was er ihr schenken wolle, wenn sie ihn einlade, da fuhr es ihm wie ein Stich durch die Seele, daß er ja gekommen sei, dem Kinde zu nehmen.

Der Gedanke machte ihn schweigsam und düster; es schien ihm wie Verrath und Feigheit, sich durch das Kind selbst in ein Besizthum einführen zu lassen, welches er gekommen war, für sich selbst zu begehren; — diesem Kinde, das so harmlos neben ihm hüpfte, ihm wollte er die Heimat nehmen.

„Wo ist das Haus des Verwalters, Ida?“ fragte er die Kleine. Er war entschlossen, sich noch heute Abend möglichste Klarheit über die Verhältnisse der Frau von Wolfsegg, welche man ihm immer als sehr glänzend geschildert, zu verschaffen. Aber in die edle Wallung, auf den ihm zugesprochenen Besiz zu Gunsten der Wittve und des Kindes verzichten zu wollen, kamen ernst die Bedenken, wie sich dann seine Lage gestalten würde, jetzt, nachdem dieser unselbige Proceß das väterliche Besizthum mit Schulden überlastet hatte, welche zu decken sein mütterliches Vermögen vollkommen aufzehren würde.

Gab es da nicht einen Mittelweg — den eines billigen Vergleichs? — Jedenfalls wollte er erst durch den Augenschein sich von Allem überzeugen.

„Komm“, sagte Ida, voranhüpfend, „ich will Dir zeigen, dort ist auch die Cule, und Verwalters Hännchen lad ich auch zu meinem Geburtstage ein . . . Ach!“ rief die Kleine, sich plötzlich unterbrechend, mit jubelnder Stimme, „da ist eine Muschel!“

Es war der Perlmutterglanz der offenen Schale einer Süßwasserauster, welche, am Rand des Sees liegend, die Begier des Kindes lockte, und ehe Ernst sich dessen versah, hatte es sich von seiner Hand losgerissen und war gegen das Wasser geeilt — ein Aufschrei, ein Spritzen und Platschen des Wassers folgte unmittelbar — das Kind war in den See gefallen.

„Kind!“ schrie Ernst, und ein eifriger Schreck fuhr ihm fröstelnd durch Herz und Seele; mehr wie unwillkürlich haschte er nach dem schwimmenden Kleidchen und zog das triefend nasse Kind zu sich herauf; er nahm es auf den Arm,

das nasse Lockenhaar ruhte an seiner gebräunten Wange, die zarten Arme umschlangen seinen Hals; mit liebkosenden Worten bemühte er sich, das erschreckte, weinende Kind zu beruhigen; plötzlich hielt es inne mit Weinen.

„Wo ist meine Muschel?“ fragte es, und als ihm die Gewißheit geworden, daß es diese beim Sturz im Wasser verloren, begann das Weinen um so bitterlicher.

„Ich schenke Dir eine große rosenrothe Muschel, in der Du das Meer kannst brausen hören“, tröstete Ernst das jammernde Kind.

Das wirkte — plötzlich versiegten die strömenden Thränen.

„Aber ganz gewiß?“ fragte das um der Größe des Geschenkes willen zweifelnde Kind.

„Ganz gewiß!“ versicherte Ernst.

Sie bogen jetzt um eine Baumgruppe, welche das Herrenhaus verborgen, und Ernst sah dieses plötzlich vor sich liegen, stattlicher von unten anzusehen, als es ihm vom Berge herab geschienen. Die Fenster des Erdgeschosses reichten thürenartig bis auf die mit Orangen- und Granatbäumen besetzte offene Terrasse, was dem grauen, massiven Hause einen südlich wärmern Ton gab. Ein Rasenparterre, mit reichen Blumenbeeten und hellen Kieswegen durchzogen, dehnte sich davor aus, und eine grün belaubte Nebenwand schied von diesem privilegierten Theil den Küchengarten, dessen Obstbaumkronen freundlich herüberwinkten.

Ernst empfand es abermals, und um so lebhafter, je mehr dieses Besitzthum ihm selbst zusagte, wie schwer es sein müsse, sich davon zu trennen, wenn man es die Heimat genannt habe; diesen elegischen Gefühlen aber entgegen, rief er sich den langgenährten, oft ausgesprochenen Gedanken wieder zurück: „Wohl mir, daß ich nicht nothwendig habe, mich von einer Heimat, von Frau und Kind zu trennen, daß ich frei bin und frei über mein Schicksal verfügen kann!“ aber die alte Zauberformel hatte augenblicklich viel von ihrer gewohnten Macht verloren, er wußte es selbst nicht warum.

Das Kind auf seinem Arme ward jetzt unruhig.

„Laß mich herab“, bat es, „dort kommt Mama!“

Ein helles Seidenkleid schimmerte durch die Orangen- und Lorbeerbäume, und wenige Augenblicke danach sah Ernst eine Dame die Stufen der Rampe herabsteigen und durch das Rasenparterre sich ihnen nahen.

Es war Leonore.

Das Wesen des Arztes, mehr als die halblaut geflüsterten, von ihr nur

halb verstandenen Worte, hatte sie mit Schmerz und Trauer erfüllt. Sie schätzte Wilhelm Volkland wie keinen Menschen, den sie vorher gekannt; aber ihre Verehrung war immer der, der Tochter zum Vater, der Schülerin zum Lehrer, gleichgeblieben. Jetzt fragte sie sich, wie ihr Herz wohl gesprochen haben würde, wenn der Arzt ein Vierteljahrhundert weniger Jahre gezählt haben würde, und sie dankte Gott, daß es nicht so gewesen, denn dann, das fühlte sie, wären die traurigen Jahre der Pflicht ihr unmöglich geworden im Kampfe mit der Leidenschaft. Wilhelm Volkland hatte ein wahres Wort geredet, als er von den schlummernden Regungen ihres Herzens gesprochen, und er hatte jetzt zuerst in ihr Traumleben einen Weckruf gethan, wenn auch noch nicht den erweckenden, vor welchem die Blüthen ihres Herzens sich entfalten sollten, die so lange unter dem Banne böser Verhältnisse gefangen gelegen.

Leonore schritt langsam den Kiesweg entlang. Der Spitzenschleier war ihrem Haupte entglitten und lag wie ein Shawl um die Schultern.

So sah Ernst den schönen Kopf ohne Umhüllung, jedoch nur im Profil, da der Schlangenpfad sich jetzt seitwärts bog. Er glaubte nie eine fesselndere, imponirendere Erscheinung gesehen zu haben; der majestätische Wuchs, die feine Form des Kopfes, die in dem einfach geschlungenen, vom Schildpattkämme gehaltenen Haarnoten einen harmonischen Abschluß fand, die gewählte, einfache Kleidung, Alles stimmte so wohl zusammen, daß Ernst mit einem eigen thümlichen Gemisch von Freude und Bangigkeit dem Zusammentreffen mit seiner Gegnerin entgegen sah.

Wie unangenehm, peinlich mußte sich für Beide der nächste Moment gestalten, in welchem er sich selbst und somit den Zweck seines Kommens enthüllen mußte.

Urpötzlich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, noch verhüllt aufzutreten; er konnte vielleicht hier mehr errathen, als die Zahlen des Verwalters ihm beweisen würden.

Das Alles ging rasch vorüber; der Weg von der Rampe zu seinem Standpunkte war nicht so weit, und gerade als die Frau sich wendend den Kopf erhob, ließ er das bis jetzt gehaltene Kind seinen Armen entgleiten.

„Ida?“ rief die junge Mutter überrascht, aber ehe sie zur weitem Frage noch Zeit gefunden, war das Kind ihr entgegengesprungen.

„Mama, ich bekomme eine Muschel geschenkt, in der das Meer braust!“ rief es.

Das Kind im nassen Kleidchen, mit den aufgelösten feuchten Locken und

dem erregten Wesen, der fremde Mann, der es im Arme getragen, ihre eigenen, von der letzten Stunde aufgeregten Gedanken, das Alles wirkte verwirrend auf die Frau; in stummer Frage starrte sie den Fremden an, der grüßend ihr entgegengetreten.

„Ich bitte um Ihre Verzeihung, gnädige Frau“, sagte Ernst von Eschen, „daß ich dem Reize, welchen Ihr Park auf mich ausgeübt und der freundlichen Einladung dieser holden Kleinen nicht widerstanden und nun als ein Eindringling vor Ihnen erscheine.“

„Er hat mich aus dem Wasser gezogen, Mama!“ rief das Kind dazwischen, „aber ich bin nur ein klein wenig naß.“

Lächelnd gab Ernst die Erklärung, sich selbst als einen Touristen darstellend, der nur zufällig diesen abgelegenen Ort berührt. Den Dank Leonorens über die Rettung des Kindes wies er heiter ab.

„Der Schrecken war bedeutender, als die Gefahr“, sagte er, „ich habe mich bei dieser Gelegenheit überzeugt, daß das Sprüchwort nicht immer auf Wahrheit beruht, welches sagt: stille Wasser gründen tief.“

Die schöne Frau lächelte.

„Hier lügt dies Sprüchwort wirklich ebenso, wie so oft im Leben“, sagte sie, „aber das Wasser war tief genug, um mein Kind gründlich naß zu machen. Geh, Alda“, wandte sie sich zu der Kleinen, „laß Dich von dem Mädchen umkleiden.“

Das augenscheinlich etwas verwöhnte Kind widersetzte sich eifrig, es wollte das Versprechen der rosenrothen, brausenden Muschel beständig erneuert haben. Endlich ging es, auf einen ernstern Wink der Mutter, das heißt, es verschwand hinter den Blumenkübeln der Terrasse.

Leonore lud den Fremden ein, einen Gang durch den Park mit ihr zu machen, da sie ohnedies am andern Ende dem Verwalter einige Anordnungen zu machen habe.

Es war ihr lieb, ihren Gedanken entrückt zu werden, und die männliche Art, die gebildete Ausdrucksweise des Fremden nahm die Wittve unbewußt für ihn ein.

So schritten sie hin, anfänglich in gleichgültigerem Gespräch, das nur allmählig bedeutsamer ward.

„Sie sind unserer Gegend fremd“, sagte Leonore, Ihre Sprache sagt dies, wenn sie auch schon nicht den Klang ihrer Heimat verräth.“

„Seiner Heimat? — Wieder trat die Frage an ihn, wo ist Deine Heimat?“

ist es der Ort, wo Du zufällig geboren wardst? aber keine Fessel, nicht einmal der Klang Deiner Sprache bindet Dich daran.

„Meine Sprache hat keine Heimat, gnädige Frau“ sagte er, „ein Vaterland wohl, aber keine Heimat; ich habe in fernen Ländern das Gepräge der Meinen verlernt.“

„Es ist ein oft angestrebter Vorzug, wenn es einer ist. Ich gestehe ihm die Berechtigung, es zu sein, nicht zu“, sagte Leonore. „Wenn die Sprache das Gepräge der Heimat verloren, hat sie auch einen großen Theil der Individualität verloren, in welcher die Person sich kennzeichnet, und unsere Dialecte haben liebe vertraute Worte, welche ich um des vollständig reinen Deutsch der Schriftsprache willen nicht vermiffen möchte, selbst auf die Gefahr hin als bauerisch zu gelten.“

„Sie haben recht, gnädige Frau!“ rief Ernst von Eschen, „der Dialect des Gaus steht dem Träger, wie sein eigenes Gewand ihm immer besser paßt, als das fremde, sei es auch zierlicher und feiner. An der geringen Eigenartigkeit meiner Sprache aber hat weniger eigene Wahl und Absicht Schuld, als die langen Jahre der Abwesenheit und des Verkehrs mit Deutschen aller Gaus in der Fremde.“

So kamen Beide unmerklich auf die Reisen Ernsts im Occident und Orient.

Ernst wußte gut und spannend zu erzählen und Leonorens lebhafteste Phantasie schuf das Gehörte sich rasch zum anschaulichen Bilde.

Er erzählte von den Wundern des Urwaldes, von den Spuren und Trümmern einer uralten Cultur, die er in den der Civilisation unzugänglichen Thälern des Himalaya gefunden, von den reizvollen Küsten des Mittelmeers und der schauerlichen Oede der hochasiatischen Steppe.

Mit immer wachsendem Interesse hörte die Frau ihm zu, und die Lust am Erzählen wuchs bei Ernst, da er in den wenigen eingestreuten Bemerkungen und Fragen der Frau ein so feines Verständniß, so viel werthvolle Kenntnisse fand.

Der Auftrag an den Verwalter wurde darüber vergessen, der Gang durch den kleinen Park war gemacht; die Beiden traten wieder dem Hause gegenüber in die gewundenen Wege des Rasenparterre, als Leonore ein weißes Kleidchen durch die Büsche schimmern sah.

„Ilda!“ rief sie.

Die Kleine sprang herbei; aber zum Schrecken der Mutter war das unfolgsame Kind noch immer in dem gleichen Kleidchen, es hatte sich die Zeit

über wieder im Garten herumgetrieben. Die Abendsonne hatte leidlich das nasse Köckchen und die feuchten Locken getrocknet, wenn auch nicht genug, um als trocken zu gelten.

Dem abermaligen Befehl der Mutter aber setzte das eigensinnige Kind Weinen und Schmallen entgegen, so daß Leonore, um vor dem Fremden keine häusliche Scene aufzuführen zu müssen, und wohl auch von dem Interesse gefesselt, welches eine Schilderung des Kaukasus ihr bot, gegen besseres Wissen dem Kinde erlaubte zu bleiben.

Die Frau wollte dem Fremden, welcher Ilba gerettet und ihr selbst ein so liebenswürdiger Unterhalter gewesen, eine Aufmerksamkeit erzeigen; sie selbst war gewöhnt, zu früher Stunde den Thee zu nehmen, und um Monds-  
jour befand sich kein Wirthshaus; darum lud sie ihn ein, an dem auf der Rampe unter den Orange- und Granatbäumen servirten Theetisch Platz zu nehmen.

Ilba schmiegte sich dicht an die Mutter, sie war schweigsamer als früher, nur zuweilen wiederholte sie ihre drängende Frage nach der versprochenen Muschel, aber in einer gewissen nervösen Hast und Unruhe.

Weinend widerstand sie dem erneuten Befehl der Mutter, ins Haus und zu Bette zu gehen, und Leonore, um vor dem Fremden keine Scene zu machen, ließ ihr den Willen; vielleicht auch hatte der Wille des Kindes bei der Witwe nie genug energischen Widerstand gefunden, denn Ilba machte bei aller Liebenswürdigkeit den Eindruck eines etwas verwöhnten Kindes.

Man nahm das unterbrochene Gespräch wieder auf, und Ernst vergaß in dem fesselnden Reiz desselben vollkommen den Zweck seines Hierseins.

Die Kleine war immer stiller und schweigsamer geworden, endlich schien sie, in die Falten des Kleides der Mutter gedrückt eingeschlafen zu sein.

Sanft hob Leonore das Kind auf den Schooß, aber von der Berührung erwachte es und klagte über Kopfweh und Frost. Der eigenthümliche Glanz der weit geöffneten Augen und ein, den zarten Kindeskörper plötzlich durchschüttelnder Schauer ließ ein heftiges Fieber im Anzuge erkennen.

Erschreckt stand Leonore auf, sie suchte nach Etwas, um das Kind einzuhüllen; nur die leichte Spitzenmantille lag ihr zur Hand, aber schon hatte Ernst von Eschen seinen Ueberrock ergriffen und hüllte das Kind darein.

„Erlauben Sie mir, gnädige Frau“, sagte er, und mit sanfter Gewalt ihr das Kind aus den Armen nehmend, trug er es selbst gegen das Haus.

Bleich und verwirrt folgte Leonore; heftige Vorwürfe gegen sich selbst

stiegen in ihrer Brust empor, sie klagte sich des Leichtsinns an, des sträflichen Vergessenseins ihrer Pflicht, dem Reize gegenüber, welchen die Unterhaltung des Fremden ihr geboten.

#### 4. In Sorgen.

Ernst hatte das todtensbleiche Kind, dessen blaue Rippen, geöffnet, die im Krampfe übereinanderklappernden Zähnen sehen ließen, auf sein Bett gelegt; er hatte mit tiefer Wehmuth den fassungslosen Schmerz in dem Auge der Witwe gesehen, und es schien ihm unmöglich, jetzt sich entfernen zu können. Ohnedies hielt Alba mit dem Eigensinn des kranken und etwas verwöhnten Kindes mit ihren kalten Händchen seine Rechte umklammert und flehte, bald bittend, bald trotzig, daß er bleiben solle.

In der Gluth des Fiebers kam sie immer und immer wieder auf ihre Muschel zurück. Dann rief sie wieder:

„Mama, halt ihn fest, er soll dableiben, ich hab ihn so lieb!“

In dumpfer Herzensbeklemmung sorgte Leonore für das Nöthige; sie dachte und handelte wie unter dem Einfluß eines bösen Traumes; ohne Staunen, ohne Widerstand ließ sie es geschehen, daß der Fremde an dem Bette des kranken Kindes Platz genommen.

Ernst hatte selbst zu sehr in Amerika von den Einflüssen des Fiebers gelitten, eines Fiebers, das dann und wann sich immer wieder einstellte, wie um zu zeigen, daß es noch nicht besiegt, als daß er ohne Hülfsmittel dagegen hätte sein können.

Einen Saft aus Chinarinde, eingebickt mit anderen unbekanntem Kräutern des mittelamerikanischen Urwaldes, trug er, wenn auch nur noch in kleinem Reste, in einer Blechbüchse bei sich. Ein uralter Indianer, berühmt unter seinem Stamme als Zauberer, Geister- und Krankheitsbanner, hatte ihm diesen kostbaren Saft gegeben, als er, fast dem Fieber erliegend, hoffnungslos in stierem Hinbrüten unter der Binsenmatte seines Canoes gelegen.

Der Moment, dem Kinde davon zu geben, war noch nicht gekommen, das Fieber mußte erst eine gewisse Höhe erreicht haben. Er traute sich Erfahrung genug zu, um auch ohne den Rath des Arztes das Mittel anwenden zu können.

Aber schon bei Beginn des Fiebers hatte Leonore nach Birkensee und nach Doctor Volkland gesandt; in qualvoller Spannung stand sie am Fenster, den Arzt oder ihren Boten zurückerwartend, — die Minuten dehnten sich ihr zu Stunden.

Da sah sie, in der Dämmerung halb noch sichtbar, einen Mann auf das Haus zueilten, einen Brief in der Hand — und fast unmittelbar darauf hörte sie streitende Stimmen im Vorsaal, und die oft wiederholte Bestätigung ihres Mädchens: „So ist Niemand hier!“

Das Kind schien peinlich den Lärm zu empfinden, es warf sich wimmernd herum und Leonore trat in den Vorsaal, um Stille zu gebieten.

Das Mädchen trat ihr entgegen, indem es berichtete: ein Mann von Limbach sei hier, mit einem Brief an einen Herrn, der hier wohnen solle.

Leonore ließ sich den Brief geben. „An Herrn Ernst von Eschen“ las sie.

Mit jähem Schreck durchzuckte sie der Name.

„Noch nicht“, sprach sie halblaut. „Der Herr wird erst später hier sein“, wandte sie sich zu dem Boten.

„Aber er ist doch lange vor mir von Limbach weggegangen“, sagte der Mann, „er hat sich für die Verpflegung des Studentenpeters verbürgt, und der Wirth wills schriftlich haben, sonst bleiben die Kosten an ihm hängen, denn die Gemeinde übernimmt kein Gastzimmer und keinen Rothwein auf ihren Sackel. Der Herr ist zu Fuß über Limbach gekommen; ein großer Mann ist's, mit schwarzem Bart und einem breitrandigen Strohhut; ich hab ihn vorübergehen sehen, und dem Wirthe hat er gesagt, er ginge hierher.

„Das ist der Herr drinnen!“ rief das Mädchen.

„Gebt mir den Brief“, sagte Leonore, „ich will ihn bestellen.“ Ein Gefühl der Bitterkeit und des Hasses kam über sie; so hatte er sich eingeschlichen in dies Haus, das er ihr geraubt; ihr Feind, ihr Gegner saß an dem Bette ihres Kindes, sein erster Tritt in dieses Haus kam wie die Pest mit dem Gruß des Todes.

Aber ehe sie noch mit dem Herzen voll Bitterkeit sich wenden konnte nach der Zimmerthür hin, hinter welcher ihr Feind saß und mit lieblosendem Worte das Kind beruhigte, die kalten Schweißperlen von der bleichen Stirn ihm trocknend, trat ihr nach Birkensee gefendeter Bote ein.

Der Mann sah verstört und erschreckt aus. Doctor Volkland könne nicht kommen, er sei plötzlich krank geworden.

„Krank?“ rief Leonore.

Der schneidende Ton ihrer Stimme erschreckte den Mann, der natürlich nicht ahnen konnte, daß es der Aufschrei eines gepreßten Herzens war. Er wollte beruhigen, that es jedoch in der Weise der geringen Leute, welche in der Absicht, es zu thun, nur mehr aufregen.

„Der Herr Doctor ist noch nicht todt“, sagte er, „es war nur ein Schlag.“  
Er wollte noch mehr hinzufügen, aber das heftige, stumme Winken der Frau machte ihn verstummen, gebot ihm und den beiden anderen Anwesenden, sich zu entfernen.

Leonore war allein. Das flackernde Licht der Lampe, die an bronzenen Ketten von der Decke des Vorsaals herabhing, beleuchteten die angstverzerrten Züge der Frau, die starr und bewegungslos wie ein Steinbild inmitten des kahlen Gemaches stand, dessen einziger Schmuck, dunkle, lebensgroße Portraits in der Tracht des vorigen Jahrhunderts, es noch düsterer erscheinen ließ.

Ein Sturm verzweifelter Gefühle wogte in der Brust der Frau; es war ihr, als triebe sie auf wilden nachtdunkeln Meer dahin, Alles, Alles um sich her verloren; keine Spur des frühern, heitern Muthes war ihr geblieben, in dumpfer Verzweiflung starrte sie vor sich hin.

Sie merkte es nicht, daß hinter ihr die Thür sich leise öffnete und Ernst, den ihr langes Ausbleiben befremdete, nachdem er, wenn auch unverstanden, den schneidenden, grellen Aufschrei gehört, bekümmerten Blickes auf die erstarrte Gestalt blickte.

Sie schien todtbleich in dem trüben rothen Lampenlicht; das dunkle Haar war wirr zurückgestrichen und die Hände hielt die Frau frampfhaft auf die schmerzdurchwühlte Brust gepreßt. Es war das Bild versteinerten Schreckens und Schmerzes.

Endlich kam Leben in die Gestalt und mit einem wilden leidenschaftlichen Aufschluchzen schlug sie die Hände vor's Gesicht.

„Alles, Alles verloren!“ rief sie; „Freund, Kind und Besitz, und ich stehe allein, eine jammervolle Bettlerin! — Mein Kind! mein Kind!“ schrie sie, und sich wendend, flog sie nach der Thür, aber ehe sie diese erreicht, wankte sie, halb wie im Traum fühlte sie sich von zwei starken Armen emporgehalten, und wie aus weiter Ferne tönte eine Stimme an ihr Ohr:

„Wuth! Wuth! armes Weib!“

Ein Brief entglitt ihr.

Ernst hob ihn auf; er las die Aufschrift: „An Ernst von Eschen.“ So kannte sie ihn — und in welchem Lichte erschien er ihr jetzt?“

Mit aller Willenskraft, der sie fähig war, bezwang Leonore die Ohnmacht, aber todtmüde und erschöpft lehnte sie in dem Sessel, in welchen Ernst sie niedergelassen. Sie sah den Mann vor sich, der auf Grund lang, lang verjährter Rechte ihre wohlervorbenen vernichtet; sie sah dies ernste, tiefe



Wo sich die Wasser scheiden.

Aber todtmüde und erschöpft lebte sie in dem Sessel. (S. S. 48.)



Auge voll Mitleid und Wehmuth auf sich gerichtet und sie vermochte nicht mehr, Haß und Bitterkeit so lebendig in sich wach zu rufen.

„Wir müssen Ihre Gäste bleiben, Herr von Eschen“, sagte sie matt, „bis, will's Gott, mein Kind sich wieder erholt hat und gesund die Heimat verlassen kann, die es nicht mehr sein soll.“

„Meine Gäste?“ rief Ernst. „Gnädige Frau, Sie sind hart! Aber ich fühle, ich habe den bitteren Vorwurf, welcher in Ihren Worten liegt, verdient, wenigstens anscheinend, denn für die jetzige Anschauung der Sachlage ändert es nichts, daß ich nie und nimmermehr diesen unseligen Proceß begonnen haben würde.“

Die Wittve lächelte schmerzlich, aber sie antwortete nicht.

Ernst fuhr fort:

„Dies Haus gehört Ihnen; ich bin ein eingedrungener Fremder der mit dem Grauen des Morgens seinen Stab wieder weiter setzen wird. In den Sorgen dieser Nacht aber vergönnen Sie mir, daß ich Ihnen zur Seite stehen darf, damit ich aus dem Hause, über welches ich Angst und Schrecken gebracht, doch wenigstens das Bewußtsein mit mir fortnehme, hülfreich der Verlassenen beigestanden zu haben in der Stunde der Angst.“

Der Verlassenen, — ja das war sie. Leonore fühlte sich namenlos verlassen, und doppelt, als dies Wort in ihr Ohr fiel, daß er, dessen feste Gestalt in dem haltlos schwankenden Auf- und Niedervogen ihrer Gefühle ihr wie ein Felsen erschienen, an den sie sich anklammern gemocht, sie mit dem Grauen des Morgens verlassen wolle. — Aber was war er ihr? was durfte er ihr sein? — Riefen sie jetzt nicht andere Pflichten, die einen festeren Halt ihr boten, als die männlich schöne Gestalt des Fremden, an den sie in den wenigen Stunden, seit sie ihn kannte, mit so wiederstrebenden Gefühlen der Bewunderung und des Hasses gedacht.

Ihr Kind, ihr krankes Kind! — diesen Gedanken allein wollte sie denken und wie eine Sünde erschien ihr jeder andere. Und das Befinden des Kindes concentrirte am Ende jeden Gedanken der Mutter in der einen verzweifeltsten Sorge um sein Leben in dem heißen Gebete nach Rettung.

Das Fieber wuchs stetig, schon seit Stunden hatte das Kind das Bewußtsein verlassen; es warf sich in der Glühhitze des Fiebers herum, in ängstlichen Tönen nach der Mutter und dem fremden Manne mit der Muschel rufend.

Die zitternden Hände der Frau suchten diese brennende Stirne zu kühlen, an ihrem angstvollen Herzen dem im Fieber zuckenden Kinde einen ruhigen Halt zu bereiten.

„Vom Rhein.“ Bilder und Geschichten.

Endlich ward es still, die hin- und hergeschleuderten Glieder sanken starr herab, röchelnd und pfeifend hob der trockene Athem die Brust, eine fahle, todtähnliche Blässe überzog das in scharfen Linien hervortretende Gesichtchen.

Das Auge der Frau, die das Kind in ihren Armen hielt, traf das Auge Ernsts, und er erschrak bis in's tiefste Herz von diesem Ausdruck namenlosen Schmerzes.

„Mein Kind stirbt“, hauchte tonlos die Frau, und ihr Haupt sank wie gebrochen herab auf den Liebling in ihrem Schooße.

Sorgenvoll blickte Ernst auf die Gruppe; es war nicht sein Kind, das hier mit dem Tode, nicht sein Weib, das mit den Schmerzen des Todes rang, und doch fühlte er sein Herz bewegt von nie gekannten Gefühlen der Liebe und der Angst.

„Sie werden finden, das wir für des kranken Kindes Leiden ein anderes Wort haben, als Misère, und, daß uns die Gattin nicht theuer ist im Sonnenschein des glücklichen Lächelns allein“, — dies Wort des Arztes trat Ernst in erkennender Wahrheit vor die Seele; aber zu der Sorge um das liebenswürdige Kind, um das seinem Herzen unter dem Drucke der Schmerzen und Sorgen so schnell theuer gewordene Weib, gesellte sich die Furcht, ob nicht das Mittel, das er auf eigene Gefahr dem Kinde gegeben, ein diesem zarten Organismus nicht zusagendes gewesen sein mochte? ob er nicht die Krankheit statt sie zu bannen erhöht hatte?

So in Sorgen verging die Nacht und grau dämmerte der Morgen durch das Fenster, als der Athem des Kindes ruhiger, der Puls regelmäßiger wurde, und die feuchte Haut wieder mehr ein lebendiges Ansehen erhielt.

Ernst bemerkte zuerst diese Zeichen der wiederkehrenden Genesung mit einem Entzücken, wie er nie dergleichen empfunden.

„Gerettet!“ rief er im Uebermaß der Freude. „Leonore, Ihr Kind wird leben!“

Sie blickte ihn an; Schreck, Staunen und Freude malte sich auf dem schönen Gesichte der Frau. War das Kind ihr wieder geschenkt? und welche Wandlung hatte ihr Leben genommen? Aber mit dem ersten Ausruf der Freude brach die gespannte Seelenkraft zusammen und in heißem Weinen lösten sich die Schmerzen von dem bebrängten, gequälten Herzen der Frau.

Ernst wollte sie diesen heilsamen Thränen, in welchen sie zuerst Ruhe finden würde, überlassen. Das Kind lag in ruhigem Schlummer, die Krisis war vorüber.

Ernst trat an's Fenster. — Noch hing eine dunkle, mächtige Wolke, den Morgenhimmel überschattend, losgelöst von allen anderen, im ruhigen Aether; aber die aufsteigende Sonne säumte ihre dunklen Ränder mit Gold und schon lösten sich vor der nahenden Herrin der Welt einzelne Streifen zerflatternden Nebels. Es war ein drängendes Wogen in der ungestalteten Masse; sie mußte zergehen vor dem hellen Siegesblick des ewigen Lichtes. Er sah hinab in den Garten; die uralten Bäume hüllten ihn noch in Dämmerung, aber auf ihren Wipfeln schimmerte das rosige Licht des jungen Tages.

Im Nahen des Morgens, in der Krankenstube des fremden Kindes, in dem Hause, das sein eigen und doch nicht das seine war, in der Nähe des Weibes, dessen Wesen zum erstenmale an sein Herz gesprochen, kam ihm wieder der Gedanke an die Regennacht im Urwald, an die arme Hütte des Indianers; mußte er wieder hinaus in die einsame Nacht, jetzt wo die Flammen eines Herdes ihn geleuchtet, an welchem er so gerne niedergesessen wäre? Und das schauerliche, verlassene Krankenbett des Studentenpeters trat wieder in all' dem Grauen seiner Häßlichkeit vor seine Seele — dieses liebeleere Leben, dieses unbelagte Sterben.

Ein tiefer Seufzer löste sich aus seinem Herzen.

„Was ist mein Loos? Als vergessener Wanderer zu verkommen in dem Sand der Steppe, in der undurchforschten Wildniß des fernen Urwaldes, und oer Wind wird die Spuren meiner Tritte verwehen und Gras und Moos werden d'rüber wachsen und keine Spur mehr zurücklassen von meinem Sein. Darf es so werden, darf es so sein? — Leonore!“ rief er in plötzlichem Vergessen leidenschaftlich aus, „Leonore, darf es sein, daß unsere Wege sich scheiden, wo sie kaum sich gefunden?“

Er wandte sich nach ihr um, wie selbst erschreckt von der leidenschaftlichen Frage.

Die schöne Frau war aufgestanden, sie streckte die Hände vor, wie Hülfe suchend und wie in Abwehr vor Erschreckendem, Unvermuthetem. In ihren Augen kämpften die Zweifel mit der Hoffnung, das Glück mit den trüben Bedenken.

„Leonore“, wiederholte Ernst mit all' der Innigkeit, deren seine Stimme fähig war, „Leonore, nicht von Ihrem Mitleid erstehe ich die Aufnahme für den Heimatlosen; ich weiß, ich fordere viel, viel von Deiner Liebe, Weib, die ich begehre, weil Du sie zuerst in mir entzündet!“

Er rief die letzten Worte leidenschaftlich und mit leidenschaftlicher Geberde trat er auf die Frau zu.

„Nicht in dieser Stunde!“ sprach sie leise, „nicht in dieser Stunde verlangen Sie die Entscheidung!“

„Und bringt die nächste Stunde bessere Klarheit als diese?“ fragte er. Sie antwortete nicht.

Von dem lebhafteren Gespräch aber war das Kind erwacht; es lächelte der Mutter zu und fragte nach dem fremden Manne.

„Er bleibt bei uns, nicht wahr, Mama?“ fragte es, und das müde Köpfchen sank wieder schlafend in die Kissen.

„Und die Antwort auf diese Frage, Leonore?“ fragte er in einem Tone, der das Beben seiner Seele verrieth.

Sie schlug die Augen zu ihm auf, die Augen, in welchen die Antwort auf diese Frage lag, glückverheißend und glücklich.

Die mächtige Wolke, die am Himmel gehangen, sie war zerronnen; strahlend stieg der Sonnenmorgen empor, auf dem Spiegel des Sees blitzte er, in dem feuchten Diamantenschmuck der Wiesen; mit warmem Goldhauch färbte er das graue Haus und sein Rosenschimmer überglänzte das ruhige, bleiche Gesichtchen des genesenden Kindes, fand den strahlendsten Widerschein in den Augen des glücklichen Paares, dessen Wege so wundersam sich gefunden durch den Streit und den Haber an dem Orte, wo die Wasser sich scheiden, dessen Liebesleben begonnen an der düsteren Pforte, die einem holden Leben dräuend sich öffnete, dessen Freuden den Sorgen entkeimten, die die Nacht geboren und der Morgen zerstreut.

Es war ein jubelvoller, glänzender Morgen. In wunderbarer Pracht stieg das hehre Gestirn empor an dem unbewölkten Sommerhimmel, ihn mit zart gehauchten rosenrothen und violetten Tinten übermalend, und der erwachten Erde entstiegen frische balsamische Düste, entrangten sich die ersten Töne freudigen Lebens.

Voll Nüchternheit und mit Entzücken schaute Ernst in den erwachenden Morgen, der ihn so ganz anders ansah, als je ein Morgen zuvor, und das Gefühl der Frömmigkeit, der Gotterhebung, daß wir nie tiefer und inniger empfinden, als in den Wehestunden reinsten Seelenglückes, kam über ihn; ihm, dem Gelehrten, dem Vielgereisten, dem Sohne der neuen Zeit drängten sich plötzlich aus halbvergesenen Kindheitstagen die Worte des schlichten alten Liedes auf die Lippen, die Paul Flemming wohl auch in seligster Herzensfreudigkeit gebichtet haben mochte: wie unwillkürlich flüsterte er:

„Wach' auf, mein Herz, und singe  
Dem Schöpfer aller Dinge,  
Dem Geber aller Güter,  
Dem treuen Menschenhüter!“

Mit verklärtem Blicke warf sich Leonore neben dem Bette des wiederge-  
schenkten Kindes auf die Kniee, hob sie die Hände empor und strömte sie das  
Inselgebet ihrer Seele, die Gedanken des Geliebten fort denkend, in dem zweiten  
Verse aus:

„Gent', als die dunkeln Schatten  
Mich ganz umgeben hatten,  
Hast Du, mein Gott gewehret,  
Daß mich kein Leid verzebret.  
Herr, segne meine Tritte!  
Mein Herz sei Deine Hütte.“

Und wie bei den letzten Worten ihre Augen die Augen des Geliebten fan-  
den, hob Ernst sanft die Begeisterte empor.

„Und meine Heimat“, sprach er, „meine Heimat laß mich gefunden haben  
an Deinem Herzen.“

Und wie nach der Begeisterung des Morgens der helle, nüchterne Tag  
kam, und Jedes der Beiden überdachte, um was es geworden und was es ge-  
währt, da hatte der Wein der Begeisterung nicht, wie so oft geschehen, einen  
herben trüben Saß zurückgelassen; in Beider Seelen lebte ein helles, freudiges  
Bewußtsein, daß es um des Rechts willen geschehen sei; fanden sie sich auch  
in den Tagen, wo der Sommer ihres Lebens schon reifen wollte, ihre Liebe  
hatte die Frische und Freudigkeit einer Frühlingsliebe und die Weihe gereifter  
Seelen; was sollten sie d'rum bangen vor einer Zukunft, die auf solchen Fun-  
damenten ruhte. Aber Sorgen brachte dennoch der Tag.

Mitten in die Freuden des neuen Lebens hinein trat die Angst um den  
Freund vor die Seele Leonorens.

Ilda befand sich sichtbar auf dem Wege der Besserung; rasch wie das  
Kindesalter der Krankheit erliegt, so rasch erholt es sich wieder.

Leonore durfte es wagen, das Kind der erfahrenen Frau des Verwalters  
anzuvertrauen, um nach Doctor Volkland zu sehen. Ernst begleitete sie.

Es war ein stilles Fahren den Weg entlang, welchen Wilhelm Volkland  
gestern so schweren Herzens gefahren.

Ernst wollte die Geliebte nicht stören in der berechtigten Sorge um den

Freund; erst als sie an die Waldecke kamen, von welcher herab gestern Abend die Stimme gerufen, brach Leonore das Schweigen.

„Werden wir ihn wiederfinden?“ fragte sie beklommen, „und wenn wir ihn wiederfinden, dann gebe Gott, daß die Klarheit seines Geistes ihm nicht geschwunden sein möge!“

Sie kamen in Birkensee an und traten in das stille, abseits in einem alten Obstgarten gelegene Haus des Arztes. Es war so still darinnen, so feierlich lautlos, als läge schon eine Leiche dort.

Leonore schnürte der Schmerz krampfhaft das Herz zusammen, sie mußte sich fester auf den Arm Ernsts stützen, ein plötzlicher kalter Schwindel überkam sie. Meldete sich so der erste Tag ihres Glückes mit dem Verlust des alten Freundes?

Leute kamen und gingen, behutsam auf den Beinen schleichend. Die Kunde von dem Unfalle, der den Arzt betroffen, dem Unfall, der für sie ein Unglück war, hatte sich in der Umgegend schnell verbreitet, und Wilhelm Volkland war zu Vielen ein Wohlthäter gewesen und zu Viele bauten noch ihre Hoffnung auf ihn, als daß nicht sein Verlust erschütternd hätte wirken sollen.

Er lebte noch, Leonore vernahm es aus den geflüsterten Worten; sie sah den feuchten Glanz in den Augen manches hart aussehenden Landmannes, der gekommen war, sich nach seinem Befinden zu erkundigen — und in schmerzlicher Selbstanklage warf sie sich vor, daß in den Stunden, wo Fremde um sein Leben bangten, sie, die seinem Herzen am nächsten gestanden, ihn vergessen hatte; aber ein Blick auf das Antlitz Ernsts sagte ihr, daß auch Glück und Liebe, die sie nie gekannt, Unrechte auf sie hätten.

Nicht hart war die Mahnung des Todes an Wilhelm Volkland getreten, er hatte ihn gemahnt, wie Lenau von dem sanften Todesgenius der Griechen singt:

„Leise trat sein Fuß die Psyche,  
Wie der Freund dem Freund ein Zeichen  
Leise giebt, vom Festgelage  
Ohne Störung fortzuschleichen.“

Von dem Gruße des Engels der Vergessenheit berührt, lag Volkland auf dem Lager, als die Beiden eintraten — Leonore tief erschüttert, Ernst voll mitfühlender Wehmuth.

Er schien das Irdische schon halb abgestreift zu haben, eine ruhige Berklärung lag auf seinen edlen Zügen. Sein Leben war vor ihn hingetreten, dieses wirkfame, opfervolle Leben, und er durfte sich sagen, ich habe es nicht

unnütz gelebt; nicht wie seine entflammte Jugend es gefordert und gehofft, war es in stolzen Kreisen rühmend genannt, auf den Höhen der Wissenschaft verlaufen; es war anders geworden: der Landarzt eines armen Bezirkes, war er wohl übersehen von Vielen, sein Wirken und Streben gering geschätzt von Manchen, und doch durfte er sich sagen, daß in der Kette des Lebens er ein nützliches, festes Glied, daß sein Wirken ein Segen für Viele gewesen.

Sein Sterbebett war kein einsames; fehlte ihm auch die früh verlorene Gattin, die Erinnerung trug ihm ihr sanftes Bild wieder zu, wie in den schönsten Tagen seiner beglückten Jugend; fehlten ihm auch die mit ihr geraubten Kinder, es standen um sein Bett die Gedanken so Vieler, welchen er die ihrigen gerettet, welchen er ein neuer Lebenswecker gewesen.

Bei aller äußeren Stille war es kein einsames Sterbebett, denn hier endete ein werththätiges Leben. Er fühlte es, die Liebe, die er der Allgemeinheit entgegengebracht, sie war ihm nicht unvergolten geblieben.

Zwei, drei Leute von den vielen, welche gekommen, hatte die Haushälterin in das umhangene Zimmer des Kranken eingelassen, und er hatte in den getrübbten, stummen Blicken, den bebenden, harten Händen, die sich bemühten, sanft die Seinen anzufassen, gelesen und gefühlt, was diese Vielen für ihn empfanden, wie groß die Familie sei, welche er sich gegründet und die, durch Dankbarkeit und Verehrung ihm verbunden, trauernd ihn scheiden sah.

„Ich habe mein Leben ausgelebt!“ Er sagte sich das mit der göttlichen Ruhe, die nur die Seltenen der Sterblichen überkommt. Ohne Scham dachte er an das Aufklackern dieser heißeren Gefühle in den letzten Monaten. Es war ein Aufleben seiner Jugend gewesen, eine Blume, die sein Frühling ihm an den Rand des Sarges geworfen; aber er dachte daran zurück ohne jede Wallung des Wunsches, ruhig im Angesicht des Todes.

Mit dem klaren Auge des Sterbenden sah er, was Leonore und Ernst verbunden. Es war ihm nicht mehr die Kraft vieler Worte gegönnt, aber in den wenigen gebrochenen, die er sprach, in dem leisen Druck der erkaltenden Hand, die auf der ihren, in Ernst's Hand ruhenden lag, fühlte Leonore den Segen des Freundes, der ihrer Seele mehr noch als dies, der ihr Vater gewesen.

Seinem stummen Winke folgend, entfernten sich die Verbundenen; ihrem Gelöbniß war die edelste Weihe geworden, die Feier eines schönen Todes.

Und als sie am Abend dieses Tages die Botschaft erhielten von der wirklich erfolgten Auflösung Wilhelm Volklands, da war es nicht in der verzehrenden Leidenschaft verloren gegebenen Glückes, daß Leonore sie empfing; still

neigte sie das schöne Haupt, sie hatte den Freund nicht verloren, im edelsten Abschluß war seine Erinnerung ihr gewonnen, und ein neues Leben voll Hoffnung und Freudigkeit winkte ihr aus den Augen des theuren Mannes, der das von ihm gerettete Kind ihr in die Arme legte und sie glücklich umfassen hielt, — sie, die ihm jetzt jeden Ort zur Heimat machen sollte.

Jahre vergingen; Wilhelm Volklands Andenken starb nicht aus in den Thälern des Gebirgs, die alte Generation hielt es der neuen lebendig.

In dem stillen Herrenhaus an der Wasserscheide aber war es lebendiger geworden. Fröhliche Kindergestalten huschten über den Rasen und hörten mit staunenden, runden Augen das oft und immer wieder erzählte Märchen von den Lippen des schlanken, feinen Mädchens, wie Papa Schwester Ida aus dem Wasser gezogen und ihr eine Muschel geschenkt, worin das Meer gebraust. Dann, um auch die wirkliche Thatsache bewundern zu können, sprang die wilde Schaar in einen langen Saal des Untergeschosses im Hause, zum nicht geringen Aerger des Mannes, der dort saß und, seine Krücken an den Stuhl gelehnt, beschäftigt war, Schmetterlinge und Käfer aufzuheften und Herbarienhefte zu ordnen, wie solche seiner Meinung nach kein fürstliches Museum aufzuweisen hatte.

Dem Drängen der munteren Schaar aber endlich nachgebend, humpelte der Studentepeter zu dem kostbar gehaltenen Glasschrank mit Conchilien, und andächtig horchte jedes Kind in die ihm an's Ohr gehaltene große Muschel; ein fröhlicher, warmer Blick flog aus den Augen des anwachsenden Mädchens hinüber zu den Eltern, die Arm in Arm in den Saal getreten waren. Ida glaubte schon lange nicht mehr an das Märchen vom brausenden Meere.

Auf den blonden Häuptern seiner Lieben, die sich um den Studentepeter gedrängt, der die kostbare Muschel hielt, auf dem glücklichen, schönen Antlitze der Gattin ruhte das Auge Ernst von Eschen's mit Entzücken, und er segnete den Tag, an welchem er, schwankend zwischen zwei Meeren, an dem Orte geblieben, wo die Wasser sich scheiden.